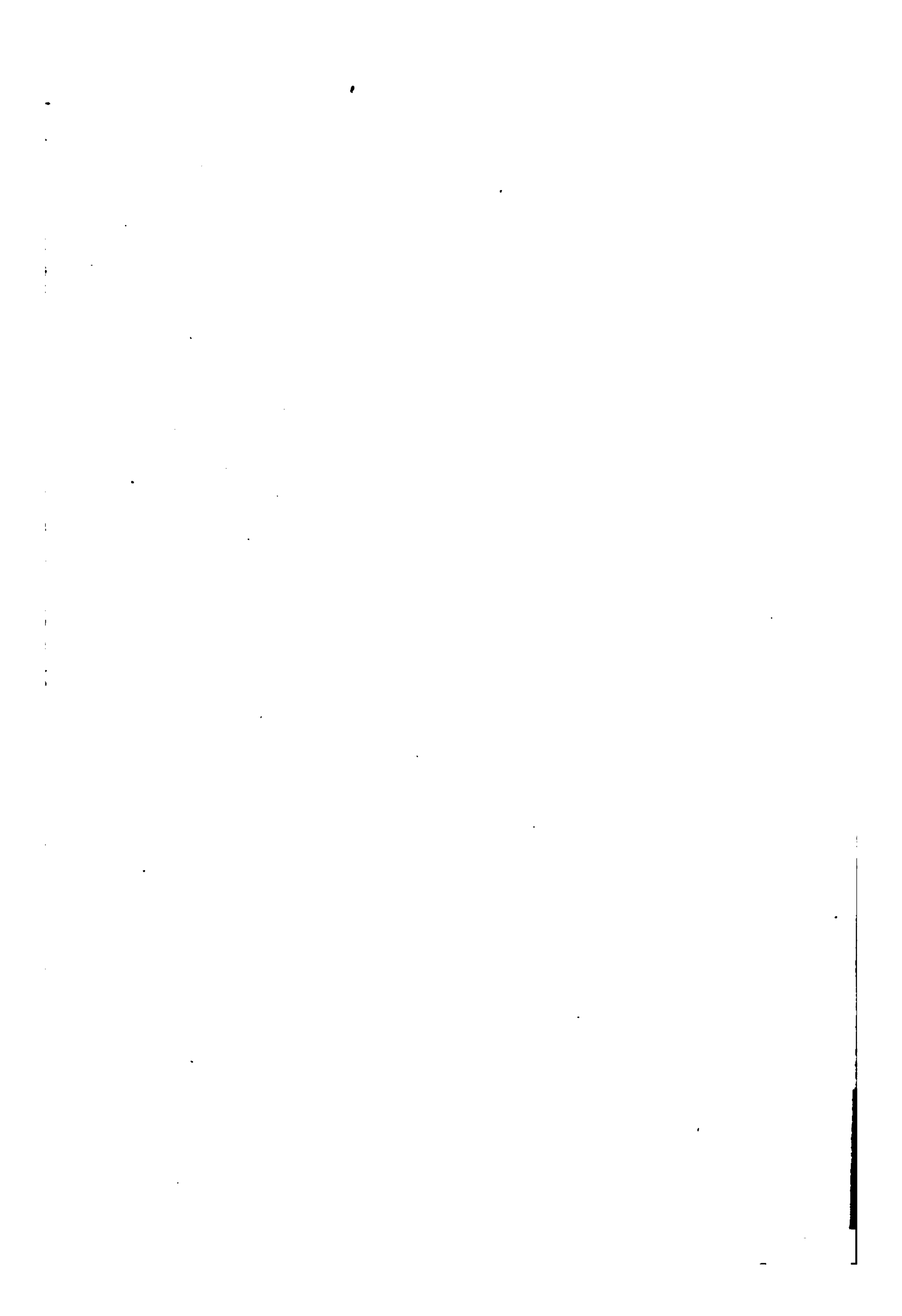


T 4378.83
SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE
BOUGHT WITH THE INCOME
FROM THE BEQUEST OF
CHARLES SUMNER, LL. D.,
OF BOSTON,
(Class of 1830,)
FOR
"BOOKS RELATING TO
POLITICS AND FINE ARTS."
19 Sept., 1884





Erzählungen meines Großvaters.

Memoiren

eines

Livländers.

I.



Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1883.

Erzählungen

meines Großvaters.



Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1883.

Inhalts-Verzeichniß.

I.

Prolog (1845).

Es wird nächstens sieben und dreißig Jahre her sein, daß ich zum ersten Male Riga und das Haus meines Großvaters betrat.

Die Reise in die Landeshauptstadt war das erste große Ereigniß meiner Kindheit gewesen. Lebhaft steht die innere Einrichtung des geräumigen Planwagens vor meinem geistigen Auge, der meinen gleichaltrigen Reisegefährten G., die Leiterin unserer Expedition, Frau A. und meine neunjährige Person über die sandige Landstraße nach „Hilchensfähre" und von dort über Neuenmühlen der Stadt zuführte, in welcher der Petrithurm stand und der General-Gouverneur residirte. Unaufhörlich hatten wir unsere Aufsichts- und Ehrendame mit der Frage gequält, ob der Thurm, den wir für das höchste und merkwürdigste Bauwerk der Welt hielten, schon sichtbar

sei und schmerzlich war die Enttäuschung, als uns schließlich eine die Hilchensfähre'schen Wälder überragende Nadelspitze mit den Worten gezeigt wurde „das ist er“. Und von da ab hatte es noch einen halben Tag und ein abermaliges Futterstündchen gekostet, bevor unser knarrendes Gefährte vor der Alexander-Pforte angelangt war und nach überstandener Visitation durch den Accisebeamten über das entsetzliche Pflaster der Vorstadt den hohen Wällen zurollte, welche das damalige Riga einschlossen. Auf der Scheidelinie zwischen Stadt und Vorstadt hatten wir eine uns endlos dünkende Viertelstunde warten müssen, weil die, eine förmliche hohle Gasse darstellende Stadtgrabenbrücke von einer endlosen Reihe von Fuhren eingenommen war. An der darauffolgenden Durchfahrt durch das äußere Sandthor und an dem Geschrei des mit einem Raupenhelm geschmückten städtischen Polizeisoldaten war es noch nicht genug gewesen: dieselbe Procedur, dasselbe Geschrei und dieselbe Wahrscheinlichkeit von einem Flachswagen umgefahren zu werden, hatte sich an dem inneren Thor noch ein Mal wiederholt und dann erst waren wir in das Weichbild der Stadt eingedrungen um an dem mythischen Thurme vorüber, in die Gasse einzubiegen, in welcher ich abgeliefert werden sollte.

Das Haus, welches mein Großvater und sein älterer Bruder bewohnten, war in einer der engsten und finstersten Straßen der von doppelten Wällen umgebenen, für ihre

Bewohner längst zu eng gewordenen Stadt belegen; der düstere Eindruck, den dasselbe dem auf dem flachen Lande aufgewachsenen Knaben machte, spiegelte aber nur den ernsten, sorgenvollen Charakter wieder, den die gesammte Rigaer Existenz jener Zeit trug. Diese Zeit war ja die „vor-Suworow'sche", die Zeit der Bauernunruhen und kirchlichen Wirren in Livland, der Stackelberg-Chanykow'schen Commission und jenes Golowin'schen Regiments, das wie ein bleierner Alp auf dem gesammten Lande lastete. Der Gegensatz zwischen den alten, die Fiction einer selbstständigen civitas Rigensis aufrecht-erhaltenden Formen des öffentlichen Lebens und den von den neuen Machthabern verfolgten Tendenzen war ein so handgreiflicher, daß eine Ahnung der Dinge, um welche es sich handelte, selbst uns Kindern aufdämmerte. Deutlich erinnere ich mich des Eindrucks, den es mir machte: daß Vormittags die Erwählung zweier neuer Rathsherrn vom Rathhaus-Balcon herab als große Staats-action verkündigt worden war und daß man Nachmittags erzählte, der General-Gouverneur habe einen der Bürger-meister wegen eines Zusammenstoßes mit Herrn von Stackelberg ohne Weiteres arretiren lassen wollen. „Onkel Stackelberg" (so hatte der gefürchtete „Revident" noch wenige Jahre zuvor für mich geheißen, dessen Eltern in der kleinen zuerst von ihm revidirten und außerordentlich günstig behandelten Stadt lebten), „Onkel Stackelberg"

und der liebenswürdige Herr Beglimischew, der meine ersten russischen Uebersetzungen durchgelesen hatte, waren ja nach Riga gekommen, um den „Rath“ schlecht zu machen, an die Stelle der deutschen russische Rathmänner einzusetzen und auf die Annahme desselben „griechischen Glaubens“ hinzuwirken, dessen Verbreitung unter unsern Bauern dem Pastor, den Eltern und allen andern ehrlichen Leuten so viel Herzeleid bereitet hatte. Davon flüsterte man in den Schulen und Kinderstuben längst ebenso eifrig, wie von der Absetzung des „alten Rectors Ulmann“, der dafür bestraft worden war, daß die Dorpater Studenten unter seinem Fenster „Was ist des Deutschen Vaterland“ gesungen hatten und von dem finstern unnahbaren Wesen des General-Gouverneurs Golowin, der die Gymnasiasten einstecken ließ, wenn sie ihn nicht grüßten. Wie sollte uns verborgen bleiben, was das ganze Land wußte: daß Herr von Stackelberg, um hinter die angeblichen „Geheimnisse“ der Irrenanstalt Alexandershöhe zu kommen und dem alten Gouverneur Fölkersahm „Eins zu versetzen“ als Soldat verkleidet in diese Anstalt gekommen war, — daß er den Kaufmann Antipoff und andere Riga’sche Russen zu Beschwerden über Unterdrückung anzustiften versucht hatte, daß das Hauptinstrument dieser Umtriebe der weggejagte Mitau’sche Advokat Powitz-Epping war und daß hinter dem Allen der Archirei (griechische Erzbischof) stecken sollte, dem wir nie anders als mit Schrecken

begegneten, weil wir ihm die Absicht zuschrieben, uns in die nächste griechische Kirche zu schleppen und (wie so vielen Bauernkindern geschehen war!) „salben" zu lassen. Waren die kindischen Balgereien zwischen den beiden Parteien (der Deutschen und der Russen) in unserer Schule doch nur ein Abbild der ernsten Kämpfe, welche die erwachsenen Leute damals auszufechten hatten! Schade nur, daß der Verlauf dieser Kämpfe im wirklichen Leben nicht ganz derselbe war, wie in der Schule. Während bei uns die Partei der Russen alltäglich Deserteure aufzuweisen hatte, lag in dem erwachsenen Riga die Sache nahezu umgekehrt. Der Hauptanführer unserer „Russen" erklärte eines Tages, daß er sich überzeugt habe, ein echter Riga'scher Junge müsse zur deutschen Partei gehören; drüben aber stand in der vordersten Reihe der Feinde ein Sohn der alten Stadt, der ehemalige Bürgermeister Timm!

Zur Beschäftigung mit den Dingen, welche die erwachsenen Leute bewegten, hatte ich freilich reichlichere Gelegenheit als andere Kinder, denn in dem Hause des Großvaters ging es stiller und einförmiger zu, als in jüngeren und kinderreicheren Häusern. In die fünf großen, dunkel und altmodisch ausgestatteten Stuben, in welche man aus der mächtigen, auch im Sommer kühlen Vorhalle des Hauses und über die kaum sichtbare, breite Treppe gelangte, drang nur selten ein Sonnenstrahl und noch seltener ein anderes Geräusch, als dasjenige der

vorüberrollenden Lastwagen. Der Ton der alten englischen Uhr, welche im Vorzimmer stand, klang ebenso ernst und feierlich als derjenige der benachbarten Domkirchenuhr, und der Rhythmus unseres Lebens stand in Bezug auf Regelmäßigkeit und Gleichförmigkeit hinter dem Tactschlag des von „J. Milne, Montrose“ verfertigten Zeitmessers nur wenig zurück. Wenn ich Morgens das Rüstzeug für die Schule anlegte, saß der Großvater bereits in seinem grausammtnen Schlafrock stramm und fest an seinem großen Mahagony-Schreibtisch hinter den Acten und an dem nämlichen Fleck und in der nämlichen Positur fand ich ihn wieder, wenn ich um 1½ Uhr zu der kurzen, kaum zweistündigen Mittagspause heimkehrte, — nur daß der Schlafrock einem braunen Surtout Platz gemacht hatte und daß der Morgens nicht sichtbar gewesene, kurz vor Tisch von seiner Promenade zurückgekehrte Großonkel in seinem mit goldenen Knöpfen geschmückten Frack auf dem Sopha Platz genommen hatte, um das Neueste aus der Stadt zu erzählen. Das Mittagessen wurde rasch absolvirt, denn die beiden alten Herren sehnten sich nach ihrer Siesta und mich trieb es in die Schule. Kehrte ich Abends aus derselben zurück, so bot sich dasselbe Bild wie zur Morgenstunde dar — der Großvater saß hinter dem Schreibtisch und der Onkel wurde noch erwartet. Um neun Uhr verkündete die schrille, überlaute Hausglocke seine Rückkehr aus dem Theater und dann ging es zum

Theetisch, auf welchem neben der landesüblichen Maschine einige aus der benachbarten Sommer'schen Bäckerei stammende, warme Kringel, ein Schnitt Braten und ein Stück Edamer Käse lagen. Um zehn Uhr mußte ich auf einen stummen Wink von der weißen wohlgepflegten Hand, die ich zum „Gute Nacht" küßte, verschwinden, um je nach Belieben von dem kommenden Tage oder von dem fernen Elternhause zu träumen.

So folgte ein Tag dem andern in geräuschlosem Ernst. Eine Ausnahme machte natürlich der Sonntag, an welchem regelmäßig bei einer verwittweten Schwester des Großvaters en famille gespeist und Abends von dem Onkel ein Iffland'sches oder Schiller'sches Stück vorgelesen wurde — eine Unterhaltung, an welcher der an seinen einsamen Gewohnheiten festhaltende Großvater übrigens nicht Theil nahm.

Die Hausordnung verlangte, daß ich mich Punkt 10 Uhr zu Bette begab: Nichts desto weniger begann der eigentliche Tag für mich aber erst Abends um 9 Uhr am Theetisch. Dann thaute der ernste Großvater, dessen großes blaues Auge den Tag über freundlich aber ernst auf uns geruht hatte, zuweilen auf und begann er bei der Cigarre (der einzigen, die er sich den ganzen Tag über erlaubte), mit dem immer liebenswürdigen und frischen Bruder von „alten Zeiten" zu plaudern. Die beiden fast gleichaltrigen alten Herren (der Onkel war

1778, der Großvater 1779 geboren) waren ihr gesammtes langes Leben gesonderte Wege geführt und erst als Greise unter einem Dach vereinigt worden.

Nach Anlage, Charakter und Beruf verschieden, früh von einander getrennt und in heterogene Bahnen gerichtet, lernten die Brüder einander erst als angehende Siebziger kennen, um am Abend des Lebens auszutauschen, was sie während der entscheidenden Jahre desselben erfahren hatten. Der Großonkel hatte seine Jugend in dem Petersburg Kaiser Pauls, seine späteren Jahre fast ausschließlich in Deutschland und zwar als Zeuge der französischen Gewaltherrschaft, dann der Befreiungskriege und der auf diese folgenden quietistischen Periode verbracht; mein Großvater war nach beendeter Studienzeit in Riga heimisch geworden und — von einer Ausnahme abgesehen, — nicht mehr über die Landesgrenze gelangt. Die gesammte Landesgeschichte und Landestradition des 18. Jahrhunderts war ihm, dem Sohne eines vor hundert Jahren aus Pommern eingewanderten Geschlechts so genau bekannt, als habe er sie selbst erlebt, und jede der verschiedenen Phasen seines wechselvollen Lebens hing mit irgend einem geschichtlich gewordenen Ereigniß zusammen. Seine Kindererinnerungen fielen in die Statthalterschafts-Periode und in die Tage des Grafen Browne — Kurland hatte er noch in den Tagen seines letzten Herzogs, des „langen Peter" gekannt — zur Zeit der Wiederherstellung der

alten Verfassung und jener Gerstdorf'schen „fournée", welche den in das Adelsbuch geschriebenen Geschlechtern in die Ritterschaftsmatrikel verhalf, war er Student gewesen, — Friedrich v. Sivers, der Schöpfer der Bauern-Verordnung von 1804, hatte während des Landtags von 1803 in seinem Hause gewohnt, — den Brand der Vorstädte hatte er als reifer Mann mit eigenen Augen gesehen, den unvergeßlichen Kaiser Alexander I. einmal und den Marquis Paulucci Jahre lang fast in jeder Woche gesprochen und diese reiche, wechselvolle Vergangenheit lag ihm ungleich näher als die Gegenwart, mit der er nichts zu schaffen haben mochte. Wenn er (was freilich selten geschah) in Feuer gerieth, so wußte er lebensvoller zu erzählen, als ich es je von einem jungen Manne gehört habe. Je weiter die Tage zurück lagen, von denen er redete, desto plastischer verstand er dieselben zu schildern und den Zuhörer schließlich zu dem Glauben zu bringen, er sehe den „Marquis", Hans Schwartz oder „unsern vortrefflichen Sonntag" leibhaftig vor sich. Und was wußte der Onkel nicht erst zu berichten, wenn er auf die Tage zu reden kam, da er an der Thür Kaiser Paul's als Chevalier-Garde Wache gestanden und hinter dem Wagen Stanislaus Poniatowski's, des Exkönigs von Polen, hergeritten war! Den Kaiser Napoleon hatte er gesehen, mit dem Marschall Davoust, während der Belagerung von Hamburg, förmliche Verhandlungen geführt, — Tieck

intim gekannt und mit Iffland und Fleck (dem Bruder seiner ersten Frau) mehr wie einmal Comödie gespielt! — All' diese merkwürdigen Dinge aber breiteten die alten Herren, wenn sie bei Laune waren, vor einem Knaben aus, der bis dahin die Welt zwischen Aa und Düna für die ganze Welt gehalten hatte, dem nun durch diese abendlichen Unterhaltungen ungeahnte neue Perspectiven eröffnet wurden und dessen Fragen sie bereitwillig beantworteten, — wenn es nicht schon 10 Uhr geschlagen und wenn die Haushälterin nicht ihr „Herrchen! wir müssen zu Bett" gerufen hatte.

Wenn ich hinzufüge, daß seit diesem etwa anderthalb Jahre andauernden, in seiner Weise unvergleichlichen Geschichtscursus fünf und dreißig Jahre verflossen sind und daß der Zuhörer bei Beschluß desselben das zwölfte Lebensjahr noch nicht absolvirt hatte, so ist erklärt, warum die nachfolgenden Blätter wenig mehr als einzelne Bilder enthalten, — Bilder, die des festen Umrisses ebenso entbehren, wie der gehörigen Reihenfolge und Ordnung und schon aus diesem Grunde einen traumhaften Eindruck machen mögen. Beim Niederschreiben derselben ist dem Verfasser in der That zu Muthe gewesen, als löse die ihn umgebende Welt sich in einen Traum auf, — die längst zum Traum gewordene Wirklichkeit von damals aber sei leibhaftig erstanden, die längst verklungene liebe Stimme des alten Herrn mit dem großen blauen Auge

berühre wieder das Ohr des Hörers, um begleitet von dem Tactschlag der alten Uhr aus der Werkstatt John Milne's von Montrose von den alten Zeiten zu erzählen, wo die Welt noch gewöhnlich war und wo dasselbe Gesetz, das das Leben des Ahnherrn geregelt, unverändert für den Enkel galt.

II.

Pernau und Oesel (1779—1793).

Zunächst muß ich berichten, warum mein Großvater und sein Bruder, der Großonkel, nicht zusammen erzogen worden waren und warum die beiden alten Herren einander eigentlich erst als Greise kennen lernten.

Meinen Urgroßeltern waren während der ersten Jahre ihrer Ehe (sie lebten damals in Pernau) lauter Söhne — ich glaube vier hinter einander — geboren worden, während der nach Oesel verheiratheten Schwester meiner Urgroßmutter ausschließlich Töchter beschеert waren. Um sich für diese Einförmigkeit ihrer Nachkommenschaft zu entschädigen, hatten die beiden alten — damals übrigens noch ziemlich jungen — Damen einen Tausch beschlossen; mein Großvater kam um die Mitte der 80er Jahre nach Oesel, wo er mit seinen Cousinen erzogen wurde, während die Urgroßeltern eine ihrer Arensburger Nichten in das

Haus nahmen und „unter die Jungens steckten“. Wie lange dieses wunderliche Verhältniß gedauert hat, vermag ich mit Genauigkeit nicht mehr anzugeben — einige Zeit muß es gewährt haben, denn die in Veranlassung der Einführung der Statthalterschaftsordnung nach Riga übergesiedelten Urgroßeltern nahmen die öselsche Cousine an den neuen Wohnort mit und mein Großvater wußte aus Arensburg Dinge zu berichten, wie sie nur ein halbwüchsiger Knabe erlebt haben konnte.

Ueber die Pernauer Zustände des 18. Jahrhunderts besitzen wir so ausführliche Berichte, daß auf diese exemplificirt werden kann. Zur Zeit der Niederlassung meiner Urgroßeltern gab es in dieser Stadt noch Leute, die sich des schwedischen Regiments und des nordischen Krieges erinnerten, der den größten Theil des „alten Embeck“ in einen Trümmerhaufen verwandelt hatte. Der Großvater meiner (aus einem schwedischen Geschlecht stammenden) Urgroßmutter war Königlicher Capitän, Ordonnanzofficier Karl’s XII., und, wie er oft gerühmt hatte, neben dem Stallmeister v. Rosenberg, einer der Genossen des berühmten Rittes von Bender nach Stralsund gewesen — auf einer der letzten Stationen dieser tollen Expedition übrigens halbtodt liegen geblieben. — Wenn mein Großvater auf dieses Capitel der Familien-Tradition zu reden kam, pflegte er den Vers zu citiren, den der König und seine Begleiter auf den Tisch eines deutschen

Wirthshauses, in welchem sie grob behandelt worden waren, geschrieben haben sollen:

> Wenn mancher Mann wüßte
> Wer mancher Mann wär'
> Gäb' mancher Mann manchem Mann
> Manchmal mehr Ehr.
> Weil mancher Mann nicht weiß
> Wer mancher Mann ist
> Auch mancher Mann manchen Manns
> Ehre vergißt.

Ob dieser Vers echt ist und ob er am Ende unsern Ahnherrn zum Verfasser gehabt, habe ich niemals erfahren können, da die Biographien Karl's XII. desselben — so viel ich weiß — nirgend Erwähnung thun.

Pernau zählte während der 80er Jahre des philosophischen Jahrhunderts zweihundert Gebäude, von denen nur 56 in Stein aufgeführt waren; um die Zahl der vor den Thoren dieser „in gutem Stande" befindlichen Festung belegenen Häuser scheint man sich ebenso wenig gekümmert zu haben, wie um diejenige der Einwohner, da alle bezüglichen Angaben fehlen. Das damalige Dorpat soll 3300 Bewohner aufzuweisen gehabt haben und diese Ziffer dürfte auch in Pernau schwerlich überschritten worden sein. Man war in der Seestadt Pernau besser daran, als in den zu völliger Nichtigkeit herabgesunkenen Binnenstädten, — von einem Aufschwung aber ließ sich auch dort noch nichts verspüren. Das Leben bewegte sich in

den engen Schranken, welche die Folgen der langen Kriegszeit der städtischen Entwicklung des gesammten Landes gezogen hatten. Der von 60—90 alljährlich einlaufenden Schiffen bediente Handel vermochte trotz der ziemlich reichlichen Gelegenheit zur Ausfuhr nicht auf den grünen Zweig zu kommen, weil die Einfuhr sich der allgemeinen Armuth wegen in den bescheidensten Grenzen hielt und weil die Frachten dadurch vertheuert wurden. Die üble Beschaffenheit des Pernaustroms zwang größere Schiffe auf der Rhede liegen zu bleiben, wo dieselben schutzlos der See und den Stürmen ausgesetzt waren, — die Schwerfälligkeit des kostspieligen und complicirten Zollverfahrens lähmte den merkantilen, der Ballast längst obsolet gewordener Zunftordnungen den gewerblichen Aufschwung. Dazu kamen unaufhörlich wechselnde Ausfuhrverbote, welche je nach dem Ausfall der Ernte erlassen und wieder aufgehoben wurden und jede solide Speculation unmöglich machten, — unzweckmäßig umgelegte Steuern und erdrückende Einquartierungslasten, die mit den Türkenkriegen und den Truppenansammlungen an der preußischen und polnischen Grenze in Zusammenhang standen. Der Verkehr mit dem Hinterlande wurde durch den erbärmlichen Zustand der öffentlichen Wege gehemmt und war so kümmerlicher Natur, daß es in der zweiten Stadt des Landes kein einziges Gasthaus gab. „Fremde“ wurden von den Bürgern beherbergt, Fuhrleute mußten

in den vorstädtischen Krügen ein Unterkommen suchen. Ueber die Erhaltung der überkommenen Zustände hinauszustreben konnte Niemand in den Sinn kommen, weil alle Mittel zur Weiterentwicklung zu fehlen schienen.

Der Einfluß dieser wirthschaftlichen Stockungen auf das geistige Leben erräth sich von selbst. Die zu Ende des 17. Jahrhunderts nach Pernau verlegte Universität war im Jammer des nordischen Krieges zu Grunde gegangen, die Stadtschule zu einer dreiclassigen Trivialschule herabgesunken, die Zahl der gebildeten Leute auf einen engen Kreis beschränkt, dessen Mittelpunkte die drei Ortsprediger, der Schulrector, der Physicus und ein paar studirte Beamte bildeten, unter denen der Justizbürgermeister und der Stadtsecretär die vornehmsten waren. Nur mit äußerster Anstrengung konnte das alte Magistrats-Collegium zusammengehalten werden, das wegen des Mangels an „geschickten Subjecten" fast niemals vollzählig wurde und dessen bürgerliche Mitglieder sich mit einem Jahresgehalt von fünfzig Thalern begnügen mußten.

So waren die Verhältnisse beschaffen, von denen mein Großvater und seine Geschwister die ersten Eindrücke des Lebens empfingen. Man lebte auf den Trümmern einer vergangenen Zeit, ohne dieselben zu einem den Zeitbedürfnissen entsprechenden Neubau zusammenfügen zu können. Die Hauptspielplätze der Kinder des urgroßväterlichen Hauses bildeten die sechzig leeren

Feuerstellen, welche an den „großen Krieg“ erinnerten; inmitten der Stadt ragte noch das mächtige Viereck des ehemaligen Universitätsgebäudes jener Gustaviana Carolina empor, die von 1690—1710 der flüchtigen Dorpater Hochschule zur Zufluchtsstätte gedient hatte und von der Noth der Zeit in den ziemlich „wandelbar“ gewordenen Kornspeicher verwandelt worden war, dessen Hupel in seiner „Topographie“ gedenkt. Noch getreulicher und vollständiger als diese Bauten hatten sich die Lebensformen der Schwedenzeit, die alte Verfassung und die grün uniformirten Bürgergardisten erhalten, die gelegentlich auf den Wällen der kleinen Festung Dienste thaten und auf die leibeigenen (damals noch nicht militärpflichtigen), esthnischen Bauern gerade so vornehm herabsahen, wie ihre von Carl XI. und Carl XII. mißhandelten Väter gethan hatten. Auch von ihnen galt, was Hupel der Gesammtheit seiner dem Gewerbe angehörigen deutschen Landsleute zum Vorwurf macht. „Jeder Deutsche, sei er als Handwerker auch noch so arm und gering, zeigt gegen den Bauern, der ihn Herr nennen muß, einen lächerlichen Stolz. Dieser und die strafbare Verschwendung in Kleidern und übrigem Aufwande, zu dem sich noch Faulheit gesellt, sind herrschende Thorheiten: sonst würden alle unsere Handwerker reich sein, weil ihre Arbeit oft fünfmal theurer als in Sachsen bezahlt wird und die Mundbedürfnisse und Producte hingegen sehr wohlfeil sind.“

Von Pernau und den Pernauer Zeiten war bei meinem Großvater und dem Großonkel übrigens nur selten die Rede: Der Onkel und sein Bruder Liborius waren nach damaligem Brauch schon als Kinder in die Chevaliergarde „eingeschrieben" und der Heimath frühe entfremdet worden, während den Großvater das Geschick für die erwähnte Arensburger Mädchenstube bestimmte.

Daß man einen Knaben ausschließlich in der Gesellschaft kleiner Mädchen erziehen und mit diesen nähen und stricken lernen ließ, weist auf einen erheblichen Unterschied zwischen damaligen und heutigen pädagogischen Anschauungen hin. Die Summe der ersteren war der einfache Grundsatz, daß Kinder „kurz gehalten werden müßten, wenn sie gedeihen sollten" und nach diesem Grundsatz verfuhr die in dem Hause ihres Arensburger Schwiegersohnes lebende Urgroßmutter, deren specieller Obhut mein Großvater anvertraut worden war. Die alte Dame verlangte, daß ihr Enkel bereits früh Morgens wohl frisirt und mit frisch geflochtenem Zöpfchen bei ihr erschien, daß er regelmäßig über das in der Unterrichtsstunde Erlernte Rechenschaft ablegte, Mittags nicht nur seine Mahlzeit, sondern auch die derselben beigegebene große Brodportion („Brod ist gesund und macht, daß die Kinder tüchtig wachsen") verzehrte, den Mund nicht aufthat solange er nicht gefragt wurde und daß er frühmorgens bei der Talgkerze die Zeitung vorlas, — wenn eines der in

Arensburg anlaufenden Schiffe oder das festländische Fährboot eine solche mitgebracht hatte. Ob diese Zeitung die neubegründete „Rigasche" oder das deutsche Weltblatt des 18. Jahrhunderts, „der Hamburgische unparteiische Correspondent von Staats- und Gelehrten Sachen" war, weiß ich nicht mehr anzugeben — von dieser matinalen Zeitungslectüre und der großen Rolle, welche dieselbe in dem bis dazu höchst unpolitisch gebliebenen und seit dem großen herrenhutischen „Gnadenperiodus" der fünfziger Jahre durch fremde Einflüsse nicht mehr berührten Oesel spielte, erzählte mein Großvater mit besonderer Vorliebe. Oesel hat von jeher zu den mindest begünstigten Theilen des baltischen Landes gehört, — während der letzten dreißig Jahre des vorigen Jahrhunderts waren seine öffentlichen Zustände tief unter das Niveau derjenigen des livländischen Festlandes gesunken. Alle uns überkommenen Zeugnisse stimmen darin überein, daß die Leibeigenschaft nirgend härter und thörichter gehandhabt worden, wie auf diesem einsamen Eiland, das ein von dem übrigen Livland völlig gesondertes Dasein führte. Waren die Zeiten auch vorüber, in denen die regelmäßige Besetzung der ländlichen Pfarrstellen wegen „des Mangels derer Subjecte und Absterbens der Bauernschaft in großer Quantität" in Stocken gekommen war und wo die Fürsorge für die geistliche und geistige Förderung des Landvolkes ausschließlich in den Händen der zuerst hochgefeierten, dann rücksichtslos

verfolgten herrenhutischen Sendboten gelegen hatte, so stand doch fest, daß die die örtliche Adelsmatrikel bildenden zwei Dutzend ritterschaftlicher Familien, welche das Leben der Insel souverain beherrschten, allen Gedenken an eine Besserung der ländlichen Zustände fern standen, als das feste Land dieselben für seine Hauptsorge anzusehen begonnen hatte. Wenigstens zum Theil hing das damit zusammen, daß es in Oesel nur einen (gewöhnlich einen den einheimischen Adelsfamilien entnommenen) höheren Staatsbeamten, den sogenannten „Statthalter" (Domainen-Inspector) gab, und daß der Zusammenhang mit den Rigaer Justiz- und Verwaltungsbehörden ein bloß nomineller war. Nur wenn es die Entscheidung größerer, bei dem livländischen Hofgerichte anhängiger Processe galt, hatte der Oesulaner zu einer Reise nach Riga Veranlassung, alle im gewöhnlichen Lauf der Dinge liegenden Geschäfte wurden von den Behörden der Insel (dem Landraths-Collegium, Landgericht, Consistorium und Arensburger Stadtmagistrat) erledigt, ohne daß eine Mitwirkung der Rigaer höheren Instanzen auch nur in Frage kam. Die Folgen dieser Isolirung Oesels und seiner wenig zahlreichen und zumeist verarmten deutschen Bevölkerung können drastischer nicht geschildert werden, als durch die nachstehenden Sätze geschehen ist, in welchen der alte Hupel die Inselbewohner gegen die landläufigen „Vorurtheile" der festländischen Livländer in Schutz nimmt:

„Die beleidigende Erdichtung von der vorgegebenen, bei den dortigen Bewohnern weniger bemerkbaren Lebhaftigkeit des Witzes, verdient Verachtung und fällt von selbst dahin. Kluge und Einfältige findet man auch auf dem festen Lande. Ein Oesulaner, der bei seinem Leben zum ersten Male die Insel verläßt, bemerkt freilich in Riga und Reval manche vorher nicht gesehene Gegenstände und eben das hat vermuthlich etliche Erzählungen veranlaßt; aber man wird keinen nennen können, der sich durch ein läppisches Anstaunen dem Gelächter ausgesetzt hätte. Nein, wirklich offene und gut denkende Köpfe, angesehene Männer hat die Insel hervorgebracht. — Den Winter bringt ein großer Theil des dortigen Adels in Reval oder in Riga zu (NB. an einer andern Stelle wird das Gegentheil behauptet); man lebt sehr umgänglich, in adeligen Häusern artig (nur etliche wenige ausgenommen, wo noch eine alte ungekünstelte Lebensweise herrscht, die auch auf dem festen Lande nicht eben unerhört ist). Das Frauenzimmer von Stand richtet seine Aufmerksamkeit so gut als alle Livländerinnen auf die neuesten Moden, welche man aus Reval erhält; man liebt die Ausfahrten und Besuche.“

Arensburg, die Hauptstadt dieser kleinen Welt, welche während der Herbst- und Frühjahrsmonate vollständig, während der übrigen Zeiten zumeist auf sich selbst angewiesen war, befand sich zu der Zeit, welche mein Großvater in dieser Stadt zubrachte, in besonders bedrängten

Verhältnissen. Gleich der Mehrzahl livländischer Städte war dieser zu allen Zeiten gleich unbedeutende Ort während des nordischen Krieges (im Jahre 1710 durch von dem bekannten General Bauer ausgesendete Kosaken) vollständig zerstört, dann mühsam wieder aufgebaut und nach einem weiteren Menschenalter durch eine große Feuersbrunst abermals schwer geschädigt worden. Am 25. Mai 1773 hatte ein plötzlich ausgebrochenes Feuer drei und dreißig Häuser in Asche gelegt und der Stadt einen Schaden zugefügt, dessen Ausgleichung mindestens ein Jahrzehnt in Anspruch nahm. Noch empfindlicher aber war der Rückgang des Arensburger Seehandels gewesen, der mit dieser Prüfungszeit zusammenfiel. Zu Anfang der sechziger Jahre hatte die Zahl der jährlich im Arensburger Hafen ankernden Schiffe 30—40 betragen, wenig später sank sie auf neun und bei dieser niedrigen Ziffer (die nicht einmal alljährlich erreicht wurde) behielt es Jahrzehnte lang sein trauriges Bewenden. Dem Topographen Hupel wurde im Jahre 1782 darüber Folgendes gemeldet:

„Seit einigen Jahren wird viel Korn nach Pernau und Reval verführt, wo der Adel bessere Preise findet und seine Bedürfnisse ankauft. Dadurch fällt der Handel der Stadt, wohin jährlich sechs bis zehn Schiffe kommen. Sie müssen aber auf der Rhede, welche bei großen Stürmen gefährlich ist und der große Kessel genannt wird, eine

Meile vor der Stadt bleiben und daselbst aus- und ein- geladen werden, weil der sogenannte Hafen jetzt nur für Prahmen schiffbar, doch vermuthlich vormals tiefer gewesen ist. Vormals hat man hier reiche Kaufleute gefunden, deren Namen noch jetzt bekannt und von deren Nachkommen einige geadelt sind."

Von der moralischen Wirkung, welche die großen Weltereignisse der achtziger und neunziger Jahre auf die Bewohner des abgelegensten Theils der abgelegensten Stätte altväterischer deutscher Bildung geübt haben, kann unser in so ganz abweichenden Verhältnissen emporgekommenes, von Kindesbeinen an tiefgreifende Veränderungen gewöhntes Geschlecht sich schwerlich eine auch nur annähernde Vorstellung machen. Gegenüber der Generation, welche die Ereignisse der französischen Revolution bei vorgeschrittenen Jahren erlebt und dieselbe mit ihrer Auffassung von Welt und Leben nicht mehr in Zusammenhang zu bringen vermocht hatte, fühlte selbst der alte im Jahre 1779 geborne Großvater sich als der Sohn der neueren Zeit. Der erste große Eindruck, den er in seiner Kindheit und von der mit der Urgroßmutter betriebenen Zeitungslectüre empfangen hatte, war die Theilnahme gewesen, welche die von ihm abbuchstabirte Nachricht von dem Tode Friedrichs des Großen der Alten eingeflößt hatte. Was aber bedeutete diese Botschaft im Vergleich zu den unerhörten Neuigkeiten der folgenden Jahre? Lebhaft wußte

er das Entsetzen zu schildern, mit welchem seine ergraute Großmutter von den Lippen des vierzehnjährigen Knaben die Kunde vernahm, daß Se. Majestät der allergnädigste König von Frankreich und Navarra mit einem abscheulichen neumodischen Instrument, der Guillotine, vom Leben zum Tode gebracht worden sei und daß der entmenschte Pöbel dieser Blutthat freventlich zugejauchzt habe. „Was es mit der Sache eigentlich auf sich gehabt", so schaltete der Großvater ein, wenn er an dieses Capitel kam, „habe ich erst mehrere Jahre später erfahren, als mir und meinen Kameraden Anno 1797 in einem Leipziger Kaffeehause ein enragirter Jacobiner begegnete, der nach der zweiten Flasche Burgunder, die wir ihm vorgesetzt, von der „Journée de la Bastille" zu erzählen und schließlich die Marseillaise zu singen begann. Bei dem Verse: „Amour sacré de la patrie" warf der tolle Kerl sich auf die Knie, um diese Strophe in der seiner Meinung nach allein passenden Positur abzubrüllen*)."

---

*) Erwähnt darf bei dieser Gelegenheit werden, daß mehrere unserer Landsleute als Zöglinge des damals hochberühmten, von dem Dichter Pfeffel geleiteten Kolmarer Instituts Zeugen der ersten Ausschreitungen des Revolutionsgeistes gewesen sind. Um sich und seine Schüler vor dem Verdacht contrerevolutionärer Gesinnung zu sichern, hatte der alte Fabeldichter mit seiner Schule mehrere republikanische Festlichkeiten mitmachen und um den sogenannten Freiheitsbaum tanzen müssen. Unter den Theilnehmern dieser

Mein Großvater war Nichts weniger als republikanisch gesinnt, im Gegentheil Allem, was nach Revolution und politischer Ideologie schmeckte herzlich abgeneigt: bei allem Abscheu vor den Gräueln der Schreckenszeit und des Jacobinerthums unterließ er aber nicht darauf hinzuweisen, daß jene erschrecklichen Ereignisse nur von denen richtig beurtheilt werden könnten, welche die tiefe moralische Verworfenheit, den grenzenlosen Hochmuth und die Unverbesserlichkeit der Träger des ancien régime genauer gekannt hätten. Als ich vor einigen Jahren in dem letzten Bande der Freytagschen „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" die Schilderung des Treibens der französischen Emigranten im Rheingau las, tauchte mir die Erinnerung an ein Gespräch auf, das ich meinen Großvater an einem Maimorgen des Jahres 1852 mit meinen Eltern führen hörte und in welchem er ausführte, daß die teuflischen Grausamkeiten der Couthon, Carrier, Lebon u. s. w. nur im Zusammenhang mit den entsetzlichen Zuständen des alten Frankreich und der durch dieselben erzeugten moralischen Verwilderung verstanden werden könnten. Schließlich sei es für Frankreich und für die Menschheit doch ein Glück gewesen, daß ein so entsetzliches Beispiel statuirt, die Führerschaft einer so hoffnungslos

---

Ceremonie befand sich ein im Jahre 1854 als Landrath verstorbener livländischer Edelmann.

verderbten Aristokratie aus der Welt geschafft worden sei. — So hätten (wie er hinzufügte) viele mit den französischen Verhältnissen genau bekannte Zeitgenossen geurtheilt, die im Uebrigen schlechterdings nicht Anhänger der Revolution und der „neuen Ideen" gewesen seien.

Weiter als bis zu der erfreulichen Kunde, daß der Haupturheber des „Königsmordes" und der übrigen Revolutionsgräuel, der aus Arras gebürtige abscheuliche Advocat Maximilian Robespierre, schließlich von demselben Geschick ereilt worden sei, das er so vielen Unschuldigen bereitet, scheinen Urgroßmutter und Großvater mit ihren Zeitungsstudien nicht gediehen zu sein. Die Eltern meines Ahnherrn hielten für geboten, den in der Mädchenstube aufgewachsenen Knaben für die gelehrte Laufbahn vorzubereiten. Da das in Oesel nicht wohl möglich war und da sie zu der bedeutendsten Gelehrtenschule des Landes, der Rigaer Domschule kein rechtes Vertrauen hegen mochten, ließen sie den ihnen halb entfremdeten Knaben nach Hause kommen, um ihn bald darauf in Gesellschaft eines jüngeren Bruders nach Königsberg auf das berühmte Collegium Fridericianum zu senden. Es hing das vielleicht damit zusammen, daß des hochverehrten Lindner Nachfolger im Rectorat der Domschule, Schlegel und Snell bei der Rigaer Gesellschaft ihrer Zeit wenig beliebt waren. Schlegel (den Berens in einem seiner Briefe „kriechend, dumm und eigensinnig" schilt) machte man zum Vorwurf,

daß er Herder nicht zu fesseln gewußt habe und gegen Snell, (der während der Kindheit meines Großvaters amtirte) wurden neben den pädagogischen auch moralische Bedenken geltend gemacht; thatsächlich war die weiland hochberühmte Anstalt unter seiner Leitung erheblich zurückgegangen. — Genug, mein Großvater und sein Bruder sollten den Abschluß ihrer Gymnasialbildung in Königsberg absolviren. Ein wegen seiner Solidität bekannter Königsberger Fuhrmann, der seit Jahren den Verkehr zwischen Riga, den herzoglich kurländischen Städten und der altpreußischen Metropole vermittelte, lud die beiden Knaben in seinen ungeheuren Planwagen, um sie nach acht- oder zehntägiger Reise und zahlreichen in den vortrefflichen kurischen und ostpreußischen „Krügen" abgehaltenen Nachtquartieren richtig in dem Collegium abzuliefern, dem sie während der folgenden Jahre ihres Lebens angehörten und in welchem sie eine nicht ganz unbedeutende Zahl von Landsleuten und noch zahlreichere junge Kurländer vorfanden.

Es muß sich das im Herbst 1794 oder im Frühjahr 1795 zugetragen haben.

III.

Das Collegium Fridericianum in Königsberg (1794–1796).

Während der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts scheint das im Jahre 1703 von König Friedrich I. von Preußen begründete Collegium Fridericianum sich in Liv- und Kurland eines sehr viel größeren Rufs erfreut zu haben wie in seiner nächsten Umgebung. Eine Aufzeichnung aus dem Jahre 1798 zählt das damals vom Kaiser Paul erlassene Verbot, Kinder russischer Unterthanen „ausländischen Erziehungsanstalten anzuvertrauen" unter die Hauptgründe des Rückganges des seiner Zeit berühmt gewesenen Instituts. Dieser Rückgang datirte bereits vom Jahre 1765, dem Todesjahre des Inspectors Schiffert, der neben dem zwei Jahre zuvor verstorbenen Director Franz Albert Schulz aus Neustettin den europäischen Ruf des Fridericianum begründet, Zöglinge aus aller

Herren Länder herangezogen und u. A. Kant zum Schüler gehabt hatte. Beide Männer huldigten der von Spener und Francke begründeteten pietistischen Richtung, die als wohlthätige Reaction gegen die Strenge und Einseitigkeit der erstarrten Orthodoxie des 17. Jahrhunderts gerade auf pädagogischem Gebiete höchst segensreich wirkte und insbesondere der maaßlosen und thörichten Strenge steuerte, in der man früher die Summe aller Erziehungsweisheit gesehen hatte. Dafür daß die mildere pietistische Schulpraxis mit Schwäche und Laxheit Nichts gemein hatte, sondern im Gegentheil mit einer für unsere Anschauungen unerträglichen Strenge gepaart war, dafür liegen zahlreiche Zeugnisse vor; Kant, der dem Fridericianum während der Jahre 1732—1740 angehörte, versicherte noch als alter Mann, „daß ihn jedes Mal Schrecken und Bangigkeit überfiele, wenn er an die Jugendsclaverei seines Schullebens zurückdächte", und der etwa dreißig Jahre jüngere Baczko weiß Aehnliches zu berichten. — Zur Zeit Schifferts und Schulz' bestand das Collegium Fridericianum aus einer Lateinschule, mit der ein von zwei „Inspectoren" geleitetes Pensionat verbunden war, einer deutschen Schule und einer der Hauptschule affiliirten Armenschule; im Jahre 1790 war diesen Anstalten noch ein Schullehrer-Seminar hinzugefügt worden, — vielleicht um die Einnahmen des Instituts zu vermehren, mit dem es beständig rückwärts ging und das wegen der

Unmöglichkeit, seine Lehrer gehörig zu besolden, schlecht-bezahlte Studenten als Hilfslehrer heranziehen mußte. Für die damaligen Gehaltsverhältnisse ist die eine Notiz charakteristisch, „daß im Jahre 1786 der französische Lehrer für einen Thaler etwa 4, die übrigen Lehrer aber 18 bis 37 Stunden geben, falls nicht etwa der zweite Schreib-lehrer noch mehr zu geben hat". Und dabei dauerte der Unterricht alle 52 Wochen des Jahres, da es keine Ferien gab und da der Unterricht nur „am Krönungstage, am Geburtstage Sr. Majestät, bei dem Examen und in jeder Hundstagswoche an einem Tage ausfiel; außerdem höchst selten bei vorzüglich schönem Wetter oder bei sehr strenger Kälte ein ganzer oder halber Tag". Pensionäre bezahlten, je nachdem sie am ersten oder zweiten Tische oder an der Tafel des Oberinspectors speisten, 82, 95 und 139 Thaler.

Wenige Jahre bevor mein Großvater und sein älterer Bruder nach Königsberg kamen, im März 1793, waren die Verhältnisse des Fridericianum neu geordnet, die Gehälte aufgebessert, für die Inländer Abiturienten-Prüfungen*) eingeführt und besondere „Realclassen"

*) Die Abiturienten-Prüfung ist eine preußische Erfindung, dazu bestimmt, dem Unfuge zu steuern, daß conscriptionspflichtige, völlig ungelehrte Bauernsöhne sich als Studenten einschreiben ließen, um der mit dem akademischen Bürgerrecht verbundenen Freiheit vom Militärdienst theilhaft zu werden. Das bezügliche Edict datirt vom 23. December 1788.

organisirt und neue Lehrpläne entworfen worden. Obgleich „die ganze Zeit, von 7 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags mit Unterbrechung der Stunde von 12—1 Uhr den Lehrgegenständen angehörte", mithin 48 Stunden in der Woche unterrichtet wurde, kamen in der Prima bloß vier Stunden wöchentlich auf das Griechische und wurde das für die Kenntniß dieser Sprache entscheidende Studium der Verben auf μι erst in der Secunda begonnen; in den Realien (Geschichte, Geographie und Mathematik) scheint — trotz der erheblichen Anzahl von Stunden — noch weniger geleistet worden zu sein, denn ich erinnere mich, daß mein Großvater häufig davon sprach, daß Gymnasiasten ja eigentlich nur Latein lernten, und in allen übrigen Dingen Ignoranten zu sein pflegten. — Beiläufig bemerkt nimmt unter den neueren Sprachen das (privatim gelehrte) Polnische eine hervorragende Stelle ein. Die Rolle, die dasselbe namentlich in den älteren Lehrplänen spielte, erklärt sich aus der (ausdrücklich erwähnten) großen Zahl polnischer Schüler.

Für den Rückgang des Fridericianum der Zeit meines Großvaters sprechen aber noch andere Umstände. In den Merlekerschen „Annalen des königl. Friedrichskollegiums" wird der Zeitabschnitt 1765—1810 als Periode des Sinkens bezeichnet und nur dazu erläuternd bemerkt, trotz des schwindenden Ansehens und Einflusses der Pietisten hätten sich die zur Zeit derselben getroffenen Einrichtungen

äußerlich erhalten, — innerlich seien sie zu einem todten Mechanismus herabgesunken. Das wird bestätigt durch die Abnahme der Zahl der Pensionäre, die sich während dieser Periode von durchschnittlich 60 auf bloße 10 und 14 verminderte, — durch die ungünstigen Urtheile der Revisionscommissionen über den Zustand der Anstalt und den Ausfall der Abiturienten-Prüfungen — durch die temporäre Einziehung ganzer Classen der Armenschule und endlich durch die wachsende Zahl der mit Lehrerfunctionen betrauten Studenten, die um so bedenklicher erscheint, als die drei obersten Beamten des Instituts (zu meines Großvaters Zeit der Director Oberhofprediger Johann Ernst Schultz, Oberinspector Wald und Inspector Thiel) zur Ertheilung von Unterricht nicht verpflichtet waren. „Alles neigte sich am Ende des Jahrhunderts zur Verflachung hin und mit der Verminderung der Mittel der Anstalt zog sich der Unterricht in immer engere Grenzen zurück."

Es mag mit der Unerquicklichkeit dieser Zustände zusammengehangen haben, daß Großvater und Großonkel bei der Erinnerung an ihre Königsberger Schuljahre niemals ausführlicher verweilten; mein Großvater war Zeit seines Lebens ein scharfer Beobachter und Kritiker, der sich von der Neigung alter Leute, die laudatores temporis acti zu spielen, durchaus frei hielt. Von der Stadt Königsberg mag der in sein Internat eingesperrte

und dazu landfremde Knabe nur wenig zu sehen bekommen haben und von dem Schul- und Pensionsleben jener Zeit war Erhebliches wahrscheinlich nicht zu berichten. In der That — was ließe sich Trostloseres denken, als eine von warmen, gefühlsreichen Pietisten entworfene Schulordnung, die von Anhängern des plattesten Vulgärrationalismus gehandhabt wurde und deren zahlreiche Andachts- und Betstunden wahre Muster von Langweiligkeit und Sentimentalität geworden waren. Bereits zwanzig Jahre vor der Zeit meines Großvaters hatte das Fridericianum den Stempel geistiger und gemüthlicher Verkümmerung getragen. Was der alte Ludwig von Baczko über seine in der Königsberger Anstalt verbrachten Lehrjahre, die Pedanterie und Systemlosigkeit des Unterrichts, das zwischen Schwäche und Härte*) schwankende Verhalten der Lehrer und über die heimlichen Liederlichkeiten der Schüler berichtet, macht den denkbar ungünstigsten Eindruck. Und während der langen Jahrzehnte, die zwischen den Tagen Baczkos und denjenigen meines Großvaters lagen, war es auch im Fridericianum — ebenso wie auf nahezu allen Gebieten des damaligen Lebens in Preußen, — nicht vorwärts, sondern rückwärts gegangen. Man lebte in den Formen einer vergangenen Zeit, deren Inhalt geschwunden war und zu deren Wiedergeburt es so

*) Das Trinken von Bier war zur Zeit des sonst höchst schwachen Inspectors Dansien bei Strafe der „Auspeitschung" verboten.

gewaltiger Erschütterungen wie derjenigen der Napoleonischen Kriegsjahre bedurfte. Ich darf erwähnen, daß mein Großvater die ungünstigen Eindrücke, welche das altpreußische Wesen seiner Zeit ihm zurückgelassen hatte, nie ganz los geworden war.

Viele Jahre nach dem Tode des alten Herrn sind mir ein paar Briefe in die Hände gefallen, die er als Schüler des Collegiums seinen Eltern nach Riga geschrieben. So weit meine Erinnerung reicht, enthielt keiner derselben auch nur eine Spur einer Kritik der den jungen Schüler umgebenden Verhältnisse. Das schloß der tiefe Respect, den livländische Kinder jener Zeit vor ihren Eltern empfanden, ein für alle Mal aus.

IV.

Jenaer Studentenleben (1797 und 1798).

Daß mein Großvater der im Königsberger Collegium Fridericianum verbrachten Jahre immer nur flüchtig, gleichsam im Vorbeigehen gedachte, möchte ich vornehmlich auf einen Umstand zurückführen: all' seine deutschen Erinnerungen flossen in eine beglückte und beglückende Reminiscenz, in das Gedächtniß seiner Studentenzeit, zusammen. Wenn das Zauberwort „Jena" genannt wurde, nahmen die ernsten Züge des Großvaters einen jugendlichen, fast übermüthigen Ausdruck an, verklärte sich der Glanz seines Auges, begann er mit einer sonst ungewohnten Lebhaftigkeit und Raschheit zu reden, ja zuweilen durch eine eigenthümliche Handbewegung anzudeuten, daß es Zeiten gegeben, in welchen seiner schöngeformten und sorgfältig gepflegten Hand der Jenaer Stoßdegen vertrauter gewesen war, als die Feder, die er bis in das höchste Alter hinauf mit der Eleganz eines Meisters führte. Ein oder zwei Mal habe ich ihn gar das Bundeslied

seiner akademischen Brüderschaft, des weiland hochberühmten Amicisten-Ordens, intoniren und die Anfangsworte desselben: „Als Schütze unter dem Baume saß“ vortragen hören.

Die Universität Jena stand während der neunziger Jahre auf dem Höhepunkt ihres Glanzes, und ihrer wissenschaftlichen und studentischen Bedeutung. Unter den Lehrern begegnen wir den gefeierten Namen Schiller, Loder, Hufeland, Fichte, Griesbach, Schelling, Walch, — die Zahl der Studenten hatte das erste Tausend hinter sich und umfaßte junge Männer aus aller Herren Ländern: selbst Ungarn, Siebenbürgen und das noch unter türkischem Joch schmachtende Griechenland waren vertreten.

Mindestens zur Hälfte beruhte die Anziehungskraft der berühmten Hochschule auf der nahezu schrankenlosen Freiheit, die sie den akademischen Bürgern gewährte und über deren Aufrechterhaltung die Jugend ängstlich wachte. Wohl waren die neben den Landsmannschaften bestehenden, der Rosenkreuzer-Gesellschaft nachgeahmten und seit dem Jahre 1748 in die Mode gekommenen studentischen Orden bei schwerer Strafe verboten, wohl sollten Duelle mit Relegation, Ausweisung u. s. w. geahndet werden, wohl wurden zeitweise auch Anläufe zur Unterdrückung und Beschränkung der Landsmannschaften genommen: alle Welt aber wußte, daß die Zahl der Landsmannschaften zwölf, zu Zeiten gar fünfzehn betrug, daß die vier Orden

der Amicisten (Mosellaner), Constantisten, Unitisten und Schwarzen Brüder die eigentliche Aristokratie der Studentenschaft bildeten und daß der Senior der letzteren nicht der einzige Student war, der sich rühmen durfte, fünfzig Male auf der Mensur gestanden zu haben. „So wie Jemand in die Gesellschaft der Amicisten tritt“ lautete ein in den siebziger Jahren gefälltes Urtheil über diesen Orden „sollte man ihn gleich nach Neu-Holland schaffen.“ „Die Amicisten zeichnen sich noch immer durch eine fidele Lebensart aus“ berichtete derselbe Beobachter, als er zehn Jahre später nach Jena kam. Gerade diese Verbindung aber übte die stärkste Anziehungskraft aus und genoß des größten Ansehens. Auf den Einfluß der Orden war es zurückzuführen gewesen, daß der im Jahre 1792 unter dem Einfluß der „französischen Ideen“ und der Lectüre Rousseauscher Schriften unternommene Versuch, die Duelle abzuschaffen und durch Ehrengerichte zu ersetzen, scheiterte und daß auf diese philosophische Periode eine altburschikose Reactionszeit folgte. Trotz verschiedener über sie verhängter schwerer Strafgerichte erlebten die Orden grade zu Ende des Jahrhunderts eine Nachblüthe, die ihnen das Scepter des Jenaer akademischen Lebens in die Hand legte. Man „wüthete“ (um mit einem zeitgenössischen Dichter zu reden) in des Lebens Lust hinein und für die Tollsten und Wildesten galten unsere (um die berühmte „weiße Fahne“ geschaarten) Landsleute, auf welche die

Jenaer Universität während des gesammten 18. Jahrhunderts besondere Anziehungskraft geübt zu haben scheint. So gefürchtet war die noch aus den Zeiten des mittelalterlichen Pennalismus herrührende Behandlung der Jenaer Füchse, daß meine vorsichtigen Urgroßeltern ihren Sohn für einige Tage in Königsberg immatriculiren ließen, damit der junge Herr an der Saale nicht als „Crasser" aufzutreten brauchte. Ob das viel geholfen hat, weiß ich nicht, — die damaligen Livländer fürchteten sich vor Nichts, weil sie sich gefürchtet wußten. „Eingerechnet die Kurländer", so pflegte mein Großvater zu erzählen, „waren wir unserer 80 bis 90 und ich kann versichern, daß wir keine üble Rolle spielten. Im Trinken thaten es uns die Pommern zuvor (Johannes Arndt, ein Bruder des Dichters, ließ sich allabendlich einen Korb mit 40 Kruken Bier auffahren und ging nicht eher heim, als bis dieselben geleert waren) — im Uebrigen aber hatten wir keine Meister." An Zeugnissen für die Richtigkeit dieser Behauptung fehlt es nicht; das Jahr 1798, in welchem die in Deutschland studirenden Liv-, Est- und Kurländer nach Hause berufen wurden, machte in der Jenaer Universitätsgeschichte Epoche und ist lange Zeit hindurch nicht verwunden worden. Die damalige Position unserer in Jena studirenden Landsleute aber gründete sich auf den kurz vor der Studienzeit meines Großvaters (Juli 1792) stattgehabten berühmten „Auszug der Kinder Israel aus

Aegypten", den Ausmarsch der mit ihrem Rector überworfenen Studentenschaft, als dessen „Moses" ein Livländer Dahl fungirt hatte. Dieser Auszug endete damit, daß die Studenten ihren Willen durchsetzten und daß sie bei ihrer, mit fliegenden Fahnen bewerkstelligten Rückkehr aus dem Dorfe Nohra feierlich von Senat und Bürgerschaft empfangen wurden (der stolze Schiller schloß sich von diesem für seine Theilnehmer nicht eben ehrenvollen Empfange aus). Heinrich Dahl, der in den Aufzeichnungen über dieses studentische Ereigniß viel- und ehrenvoll genannte Studentenführer „aus dem Lande der Liven" (ein 1770 zu Goldenbeck in Estland geborener Predigerssohn), nahm einen traurigen Ausgang: unter Kaiser Paul zum gemeinen Soldaten degradirt und als Feldjäger nach Omsk geschickt, machte er im Jahre 1807 seinem Leben freiwillig ein Ende. Während der Studienzeit meines Großvaters scheint Dahl bereits in Vergessenheit gerathen zu sein, für den Haupthelden des historisch gewordenen Abenteuers von 1792 galt der später so ehrenvoll bekannt gewordene Rigasche Bürgermeister Hans Schwartz; in den bezüglichen Acten wird dieser Name nirgend genannt, sondern ohne Anführung anderer baltischer Namen erzählt, die um den Generalissimus Dahl geschaarten Liv- und Kurländer hätten die Führung des Aus- und Einzuges gehabt. — Wahrscheinlich beruhte die Version meines Großvaters auf einer Verwechslung: im Jahre

1795 war es zu einem zweiten schweren Conflict zwischen Studentenschaft und bürgerlicher Obrigkeit gekommen und möglicher Weise hatte Schwartz bei diesem eine Rolle gespielt. Die Studenten (denen man Schuld gab, sie hätten die Residenzstadt Weimar erstürmen wollen) zogen 1795 übrigens den Kürzeren. Damals wurde der „Tod der Jenaer Burschenfreiheit" förmlich verkündet und durch den Abzug einer großen Zahl von Studenten trauernd begangen, und der Stadt zeitweise ein Stoß gegeben, damals das berühmte, nach der Melodie: „An Wasserflüssen Babylons" gesungene Lied gedichtet:

„Es ist gewißlich an der Zeit
Der Antichrist ist nahe,
All' überall herrscht Herzeleid
Wie es noch Niemand sahe."

Zwei Jahre später war dieses „Herzeleid" längst vergessen und die angeblich verstorbene und begrabene Burschenfreiheit vollständig in integrum restituirt. Der in Jena studirenden Liv-, Est- und Kurländer waren mehr denn je und sie trieben es genau wie ihre Vorgänger gethan hatten.

Von den Freunden und Cumpanen meines Großvaters sind einzelne in der Folge ehrenvoll bekannt geworden: Dr. Hassing in St. Petersburg, Dr. Dumpf in Fellin, Pastor Benjamin Bergmann von Rügen, der Rigasche Superintendent Matthias Thiel und vor Allen

— Carl Petersen „der Dicke", auf den mein Großvater Zeit seines Lebens besondere Stücke hielt und der schon als Jüngling für das Musterbild eines geistreichen, liebenswürdigen und treuen Kameraden gegolten hatte. Petersens berühmtes Preislied von 1795, das mit der Strophe:

Der alte Bursch, der semper idem bleibt,
Mit sel'ger Ruhe Glas und Pfeife füllet;
Der noch im Schiffbruch seine Suiten treibt,
Bis heiser sich des Schicksals Donner brüllet

beginnt und das zum Schluß seinem Helden nachrühmt:

Und wenn der Satan selbst die Betten führet,
Legt er auf eb'ner Erde sich zur Ruh',
Und deckt sich, wenn's den würd'gen Alten frieret,
Gemüthlich mit der Kammerthüre zu —

dieses Preislied hat mein Großvater allerdings nicht mehr entstehen und mit einer Flasche Champagner prämiiren gesehen, — die meisten der in demselben gefeierten Heldenthaten aber hatte er seiner Zeit mit ausführen helfen und an sich erfahren, was es damit auf sich habe, „vor dem versammelten Senate wie Catilina schnöde Reden zu führen" und auf „neunundneunzig Jahre" relegirt zu werden. Um ein Haar hätte der wilde Livländer die kurze Herrlichkeit dieser Glanzzeit seines Jugendlebens mit dem Leben bezahlt. In dem Jena der neunziger Jahre ging man (wie später zur Zeit der Burschenschaft) auf den „Stoß" los und bei einer Partie solcher Art war mein Großvater so schwer verwundet worden, daß man ihn für todt auf

den Sectionstisch des berühmten Anatomen Loder (des späteren Moskauer Chirurgen) legte und daß ihn allein eine gewaltsame Fingerbewegung davor rettete, lebendig begraben zu werden. — Ein anderes, verwandtes, wenn auch minder gefährliches Abenteuer war ihm in Leipzig zugestoßen, wohin er mit einigen Landsleuten eine „Kunst- und Ferienreise“ unternommen hatte: ohne ein Duell mit einem Leipziger konnte es der Natur der Sache nach nicht abgehen, und da man in Leipzig nur auf den Hieb losging und mein Großvater nach Jenenser Stoßfechter Art mit der linken Hand vorfuhr, wurde diese ihm (zwischen Zeige- und Mittelfinger) so tief aufgehauen, daß er Zeit seines Lebens eine mächtige, bis zur Handwurzel reichende Narbe aufzuweisen hatte.

Mir sind die großväterlichen Erzählungen von den tollen Jenaer Tagen, da der mit Dreispitz, mächtiger Pfeife, Kanonenstiefeln und wuchtigem Degen ausgerüstete Student sein Jahrhundert in die Schranken fordern zu können meinte, und seine Herrschaft über das Saalethal von Professoren, Philistern und „Laubfröschen“ (sächsischen Landjägern) allen Ernstes als unumschränkt anerkannt wurde, niemals zu lang geworden. Da es anderen Leuten anders gehen kann und da es in der That „Eulen nach Athen tragen“ hieße, wenn man liv-, est- und kurländischen Lesern tolle Studentenstücke erzählen wollte, so mag es bei den vorstehend erzählten Abenteuern des

Jenaer Studenten der Jahre 1797 und 1798 sein Bewenden behalten. Anlangend die wissenschaftliche Ausbeute dieser Zeit, pflegte mein Großvater zu behaupten, dieselbe habe sich auf die Früchte dreier im Carcer verbrachter Studienwochen beschränkt — eine Angabe, die dem vorzüglichen Juristen und feingebildeten Historiker weder von mir noch von anderen Zuhörern recht geglaubt worden ist. Ein Examen hatte mein Großvater allerdings niemals zu bestehen nöthig gehabt, auch keine Collegienhefte aus Jena mitgebracht, — die Stelle derselben vertrat ein braun in Leder gebundenes Stammbuch, auf dessen vergilbten Blättern die schwarz ausgeschnittenen Silhouetten der alten Amicistenbrüder sammt darunter geschriebenen (gewöhnlich Schillerschen) Versen und kraus verschlungenen Namenszügen prangten. Unter den meisten dieser Namen standen bereits vor 35 Jahren Kreuze mit der Angabe des Todesjahres der Betreffenden und wenn das Auge des Großvaters ein Mal auf diese Blätter fiel, pflegte er die Lippen seines feingeschnittenen Mundes noch fester als sonst auf einander zu pressen — und das Buch leise zuzuklappen.

V.

Weimar und Jena zur Schiller- und Goethezeit.

So vollständig die phantastische Welt des alten vorburschenschaftlichen Jenaer Studententhums auch von der wirklichen deutschen und thüringischen Welt geschieden war, und so buchstäblich es genommen werden mußte, wenn mein Großvater behauptete, während seiner drei Studiensemester an der Saale niemals in ein „Philisterium" (eine Familie) gekommen zu sein — daß sie in der Stadt Schillers, Fichtes und Humboldts und in der Nachbarschaft des deutschen Athen lebten, wußten auch die wildesten Amicisten ganz genau und an dem großen Interesse der Zeit, dem Theater, nahmen sie eben so lebhaften Antheil wie andere Leute. Wenn in Weimar ein Schillersches oder Goethesches Stück gegeben wurde, zogen mein Großvater und die gebildeteren seiner Kameraden regelmäßig zu Fuß den hohen Berg hinauf, über welchen die mit Pflaumenbäumen bepflanzte Chaussee in die herzogliche Residenzstadt führte; als man sich einmal verspätet zu haben

glaubte, wurde der Marsch in so unaufhaltsamem Sturmschritt genommen, daß der erst 17jährige, von der Hitze erschöpfte livländische Fuchs ohnmächtig umsank und erst wieder zum Bewußtsein kam, als seine mit ihm beladenen Gefährten beim Einmarsch in die Stadt das Lied: „Ça donc, ça donc, so leben wir, so leb'n wir alle Tage" anstimmten. Daß die studentischen Ueberfluthungen Weimars in dem Leben dieser sonst so friedlichen Stadt eine ebenso große und turbulente Rolle spielten, wie in dem Leben des eben damals von Goethe geleiteten Theaters, ist bekannt. Meines Großvaters Schilderungen von diesen Expeditionen stimmten wesentlich zu dem Bilde, das Lewes in seinem bekannten Buche von denselben entwirft. „Ganz bestaubt, in den verschiedensten phantastischen Trachten, ... das Haar im reinsten Naturzustande von keinem Kamme berührt .... ihre kurzen Röcke bunt gefüttert, ihre Hosen von Leder, in der Hand die famose lange Peitsche, — so strömten sie durch das Webicht über die Stadt, lärmend und tobend und schreckten den stillen Ort mit einem Gebrüll, das sie Singen nannten." Als einziges rebellisches Element innerhalb des zahmen, nur allzu gefügigen Weimarer Theater-Publicums waren diese wilden (durch eine Anordnung des strengen Directors vom ersten Rang ausgeschlossenen und häufig mit „Hinausführen durch die Husaren" bedrohten) Gäste aber doch von Bedeutung. „Studenten sind von Natur und Stand kleine

Rebellen und die Jenenser Studenten hatten diese Neigung zu einem System ausgebildet. Machen lärmende Renommisterei, tiefe Verachtung gegen alle Philister und ein ungeheures Talent zum Biertrinken auch noch lange nicht feine Kunstrichter, so waren Jugend, Lebensfrische und Unabhängigkeit doch wesentliche Elemente für ein Theaterpublicum — und diese Eigenschaften hatten die Jenaer Studenten*)."

Ob ich gleich Schillers Räuber, Fiesko, Don Carlos, Wallenstein u. s. w. bereits zur Zeit meines Aufenthalts unter dem großväterlichen Dach zu studiren begonnen hatte, so waren meine Literaturkenntnisse doch zu bescheidener Natur, als daß ich über die Stücke, welche mein Großvater in Weimar zu sehen bekommen, Auskunft zu geben vermöchte. Erste Aufführungen von Werken Schillers und Goethes können es nicht gewesen sein. Der Don Carlos **) war

---

*) Aus den Tagen, zu denen die Jenaer Studenten im Weimarer Hoftheater eine dominirende Rolle spielten, hat sich der Brauch erhalten, daß bei der Aufführung der Schillerschen „Räuber" das Lied „Ein freies Leben führen wir" statt von den Darstellern von den anwesenden Studenten gesungen wird. Seit dem zweiten Jahrzent nehmen die Mitglieder der Burschenschaften dieses Recht als specielles Privilegium in Anspruch.

**) Seinen Prosa-Entwurf zum „Don Carlos" hatte der Dichter dem Rigaer Stadttheater eingesandt. Die eigenhändig von ihm corrigirte Handschrift des Stückes wird auf der Rigaer Stadtbibliothek aufbewahrt.

bereits zehn Jahre früher erschienen, die Wallenstein-Trilogie eben damals in der Entstehung begriffen und Goethe während des Winters 1797/98 mit der Achilleïs und mit Entwürfen zu einem Epos „Tell“ beschäftigt, der Verkehr zwischen den beiden Dichtern eben damals ein besonders lebhafter. Das Jahr 1797 war das „Balladenjahr“ — im Frühjahr wie im Herbst desselben hatte Goethe ganze Wochen in Jena zugebracht und während des folgenden Frühjahrs und Sommers, wo er den Faust wieder aufnahm, verweilte der von Schillers Persönlichkeit immer mehr angezogene Dichter gleichfalls längere Zeit in der Saalestadt.

Den im Vordergrunde des Interesses der Jugend stehenden Dichter der „Räuber“ und des „Don Carlos“ lesen zu hören, blieb den Commilitonen der Jahre 1797—98 versagt, da das schwarze Brett regelmäßig besagte, „der Herr Professor Schiller werde seine Vorlesungen erst wieder aufnehmen, wenn sein leidender Gesundheitszustand es erlaube“. Schiller lebte damals in dem jenseit des Leutrabachs, an der Sternwarte belegenen Gartenhause; in dem heute durch eine Danneckersche Büste und einen mächtigen Granitblock geschmückten Garten dieses Häuschens sah man ihn häufig, die Pfeife in der Hand, spazieren gehen, und mein Großvater pflegte zu sagen, daß unter sämmtlichen, ihm bekannt gewordenen Bildnissen des großen Dichters die bekannte Zeichnung „Schiller auf einem

Esel reitend", das ähnlichste sei. Der alte Wieland muß zu jener Zeit schon ins Hintertreffen gerathen sein, — ich kann mich nicht erinnern, daß jemals auf ihn die Rede gekommen wäre. Der Herr General-Superintendent Herder war den in Jena studirenden Livländern vornehmlich als ehemaliger Rigascher Prediger und als Freund der Familien Berens, Zuckerbäcker und Schwartz von Interesse. Daß der unvergeßliche Carl August

("Unser Herzog Carl Augustus
Hat den allerbesten Gustus")

ein häufiger Besucher Jenas war und daß die Studenten ihn häufig an dem Fenster seines „Freundes", des Hofapothekers, rauchend dasitzen sahen, versteht sich ebenso von selbst, wie daß jedes Kind des Herrn Geheimrath und Staatsminister von Goethe Excellenz kannte. Mit nahezu allen hervorragenden Universitätslehrern stand der Mann „der in seinem Leben täglich einen Quartband gelesen" in regem Verkehr. Wenn der Anatom Loder seine Vorlesungen über Bänderlehre hielt, so wanderte der fünfzigjährige erste Minister Weimars „mit einer Lernbegierde, um welche die Jugend ihn hätte beneiden mögen, am frühen Morgen durch den Schnee" in das Anatomicum und als Göttling mit der Entdeckung hervorgetreten war, daß Phosphor auch im Stickstoff brennbar sei, warf der Unermüdliche sich auf das Studium der Chemie. Im Sommer 1797 verbrachte Alexander v. Humboldt

drei Monate in Jena, wo Goethe ihn mindestens wöchentlich aufsuchte, um mit dem schon damals berühmten Naturforscher sein Lieblingsstudium, die vergleichende Anatomie zu treiben; von 1796 bis 1797 hatte sich auch Wilhelm v. Humboldt in Jena niedergelassen und wurden die Beziehungen zwischen ihm und den beiden Dioskuren nie unterbrochen — Goethe war in Jena gerade eben so heimisch, wie in Weimar.

Mein Großvater sprach gern davon, daß er all' diese Männer wenigstens von Angesicht gekannt und daß ihm das für einen Studenten unerhörte Glück zu Theil geworden war, mit dem gefeiertsten Deutschen seiner Zeit ein Mal ein paar Worte wechseln zu dürfen. Da er diesen Vorgang häufig erzählt hat, darf ich den Versuch machen, seinen bezüglichen Bericht ipsissimis verbis wiederzugeben:

„In einer lauen Mainacht hatten wir auf einem unserer Bierdörfer dem edlen Cerevis länger als üblich und reichlicher als nöthig zugesprochen. Da ich mich ermüdet fühlte, legte ich mich unweit der Weimarer Chaussee im Rasen zur Ruhe. Früh Morgens — meine Uhr hatte schon seit einiger Zeit ein auswärtiges Unterkommen gesucht und gefunden, — wurde ich dadurch geweckt, daß mich Jemand am Arm rüttelte. Vor mir stand ein stattlicher, mit einem langen Oberrock bekleideter Herr, der mich fragte, wer ich sei und wie ich dazu käme, im kühlen Morgenthau auf bloßer Erde zu schlafen. Als ich mit

studentischer Keckheit zur Antwort gab, daß ich mich Studirens halber in Jena aufhielte und daß es meine Gewohnheit sei, gelegentlich im Freien zu campiren, gab der Herr mir zur Antwort: „Junger Mann, da thun Sie Unrecht, — denken Sie an Ihre Eltern und schonen Sie Ihre Gesundheit." Und damit stieg er in einen, neben ihm stehenden, mit zwei Pferden bespannten Wagen und fuhr in die Stadt hinein. Goethe war in der Frühe nach Jena hinübergefahren, um sich nach Schillers Befinden zu erkundigen — von ihm war ich geweckt worden und mit ihm hatte ich gesprochen! — Gesehen habe ich ihn später noch häufig, wenn er Professor Loder, seinen Freund, den Buchhändler Frommann, die Humboldts oder den kranken Schiller besuchte, — gesprochen habe ich ihn nur dieses eine Mal. — Du kannst Dir das merken, Junge!"

Mit der Jenaer Burschenherrlichkeit der in dem Jahre 1798 studirenden Liv-, Est- und Kurländer nahm es ein trauriges und plötzliches Ende. Die Gründe, aus denen die in Jena und auf anderen deutschen Universitäten studirenden Landsleute ihre Lehrzeit plötzlich unterbrechen und vor Beendigung derselben in die Heimath zurückkehren mußten, sind bekannt. Ein durch die Ereignisse in dem republikanischen Frankreich und dem republikanisirten Rheingau veranlaßter, von Kaiser Paul im Jahre 1798 erlassener Befehl traf die Anordnung, „daß sämmtliche in

fremden Ländern studirende russische Unterthanen binnen zwei Monaten zurückkehren, sich im Nichtbefolgungsfalle aber der Einziehung ihres Vermögens gewärtigen sollten." Von den Vielen, welche durch diese Maßregel betroffen wurden, mögen nur Wenige geahnt haben, daß dieselbe erheblich dazu beitragen werde, einen lange gehegten sehnlichen Wunsch ihres Vaterlandes der Erfüllung entgegen zu führen. Kaiser Paul, der Wiederhersteller der alten Verfassung unseres Landes, nahm seit der Zurückberufung der im Auslande studirenden Liv-, Est- und Kurländer die Sache der Erneuerung der in den Wirren des nordischen Krieges zu Grunde gegangenen Universität Dorpat mit verdoppeltem Eifer in die Hand, um seinen baltischen Unterthanen am heimischen Herde dieselben Bildungsquellen zu erschließen, die sie bis dahin jenseits der Landesgrenze hatten aufsuchen müssen. Alle mit dem früheren Zustande verbundenen und namentlich in dem damaligen Kurland für überwiegend angesehenen Vortheile wurden dadurch aufgewogen, daß der Segen höherer wissenschaftlicher Bildung seit dem Jahre 1802 auch den Unbemittelten zugänglich wurde und daß die drei Provinzen sechs Jahre nach ihrer Wiedervereinigung unter das nämliche Scepter ein Centrum ihrer gemeinsamen Interessen erhielten.

Die Wiederherstellung der Dorpater Hochschule war von langer Hand vorbereitet, aber immer wieder hinausgeschoben worden. Der vierte der bei der Unterwerfung

Livlands unter das russische Scepter festgesetzten Accordpunkte vom 29. Juni 1710 hatte vorgeschrieben:

> „Die Universität in Lieflandt, weiln sie mit zu reichlichem Einkommen und Gütern fondiret ist, wird beybehalten und alle Zeit mit tüchtigen professoren der Evangelisch-lutherischen Religion zugethan, besetzt, auch zur Commoditet der Adlichen Jugendt mit Sprachen- und Exercitien-Meistern versehen,"

und Peter der Große hatte in seiner Resolution vom 12. October 1710 bestätigend hinzugefügt:

> „Betreffend das Gesuch um die hohe Schule in Pernau in gutem Stande zu erhalten, concediren Se. Czarische Majestät dero getreuer Ritterschaft allergnädigst, daß sie mit dem Oberconsistorio geschickte professores benennen und vorschlagen möge; Als denn Se. Majestät für deren Vocation dermaßen sorgen wollen, daß die Universität wohl besetzt und versehen sei. Wie denn an derer völliger und zureichlicher Einrichtung und Unterhalt Se. Czarische Majestät Nichts wollen mangeln lassen. Dabei aber behalten sie sich vor einen besondern professorem bei der Universität bestellen zu lassen, welcher in der slavonischen Sprache profitiren und dieselbe alldorten mitintroduciren könnte."

An die Erfüllung dieses Versprechens hatten die Ritterschaften Liv- und Estlandes und die Städte wiederholt gemahnt, wegen der kriegerischen und schwierigen Verhältnisse, welche fast das gesammte 18. Jahrhundert über fortdauerten, aber immer wieder Geduld üben müssen. Besonders nachdrücklich war die wichtige Angelegenheit während der sechziger Jahre durch den berühmten Patrioten und Bauernfreund Carl Friedrich Schoultz von Ascheraden betrieben worden, — während der ersten schweren Zeiten der Statthalterschaft hatte sie vollständig geruht, 1792 war ein neuer Anlauf genommen, aber erst sechs Jahre später (eben zur Zeit der Zurückberufung der in Deutschland studirenden Liv-, Est- und Kurländer) eine aus Repräsentanten der drei Ritterschaften niedergesetzte „Central-Commission" zur Förderung der Universitätssache niedergesetzt worden. Es ist bekannt, daß die bezüglichen Verhandlungen mehrere Jahre dauerten, daß es zu heftigen Streitigkeiten über den Sitz der neuen Akademie kam, daß Kurland sich nach Zurückweisung der Ansprüche Mitaus im Jahre 1802 vollständig zurückzog und daß die Sache erst nach dem Tode Kaiser Pauls, im April des Jahres 1802 zur Ausführung kam. Mit gutem Grunde datirte mein Großvater — ob er gleich ein gewisses Mißtrauen gegen die wissenschaftliche Parität Dorpats mit den deutschen Hochschulen nie loswerden konnte, — von der Wiederherstellung unserer Landesuniversität

eine neue Zeit, deren Söhne er (auch als dieselben Greise geworden waren) im Gegensatz zu seinen Commilitonen als „die jüngeren Leute" bezeichnete. Zwischen der alten und der neuen Generation aber lag das Geschlecht, dessen entscheidende Bildungsjahre in die universitätslose Zeit (1798—1802) gefallen waren. Von der Schwierigkeit dieser Epoche wird man sich eine Vorstellung machen können, wenn man in Betracht zieht, daß die Petersburger Hochschule und die meisten übrigen höheren Civillehranstalten der Newa-Residenz damals noch nicht existirten, und daß das ferne Moskau (in welchem es weder Vertreter der evangelischen Theologie, noch Lehrer des baltischen Provinzialrechtes gab) für unerreichbar galt. Wißbegierige junge Leute halfen sich vielfach damit, daß sie bei angesehenen Rigaer Advocaten Privatunterricht im Römischen Recht, dem gemeinen Proceß und dem (wegen des Mangels aller literarischer Hilfsmittel nahezu unzugänglichen) Provinzialrecht nahmen. — Manche dieser Privatstudenten, die er um die Wende des Jahrhunderts in Riga mit der Collegienmappe gesehen, hat mein Großvater mir noch namhaft gemacht, — insbesondere den zu Anfang der fünfziger Jahre verstorbenen würdigen und verdienstvollen Landrath Gottlieb Baron Wolff, der sich durch Fleiß und Eifer besonders ausgezeichnet hatte.

VI.

Livland unter der Statthalterschafts-Verfassung (1783—1796).

Bevor ich von der Heimkehr der Anno 1798 in ihren Studien unterbrochenen Landsleute und von den Zuständen berichte, die sie im Vaterlande vorfanden, wird es zweckmäßig sein, der dazwischen liegenden heimischen Vorgänge zu gedenken. Nur wenige Jahre war mein Großvater von dem Lande seiner Väter entfernt gewesen, und welche Fülle wichtiger Veränderungen hatte sich inzwischen zugetragen! Graf Browne, während der gesammten Regierungszeit der Kaiserin Katharina strenger und unumschränkter Gebieter über Riga und Livland, hatte im Jahre 1792 das Zeitliche gesegnet und in dem Fürsten Repnin (demselben, dem Garlieb Merkel seine 1796 erschienenen epochemachenden „Letten in Livland" widmete) einen Nachfolger erhalten, der sich der Besserung

der Lage des Landvolkes mit Eifer annahm; mit dem Herzogthum Kurland war die Zollschranke bei St. Nikolai verschwunden, über welche Schmuggel zu treiben, auch „anständige Leute“ nicht verschmäht hatten (mein Großvater pflegte zu erzählen, noch im letzten Jahre der herzoglichen Zeit seien einer Gräfin M—y kostbare Spitzen von den Beinen abgewickelt worden), und am 28. November 1796 unmittelbar nach dem Tode der Kaiserin war die 13 Jahre zuvor eingeführte Statthalterschafts-Ordnung abgeschafft, in Stadt und Land die alte Verfassung wiederhergestellt worden. Die überlebenden unter den bei Einführung der neuen „Städte-Ordnung“ in den Ruhestand getretenen Rathsherren hatten die Genugthuung gehabt, die Wiederherstellung der alten Rechte des Senatus civitatis Rigensis von dem größten Theil ihrer Mitbürger freudig begrüßt zu sehen; Verwaltung und Justiz kamen wieder in dieselben Hände, die Bursprake wurde am Sonntag nach Michaelis wieder in der gewohnten Weise verkündet und die in ihre alte Landstandschaft wiedereingesetzte Stadt von dem in den angestammten „Landmarschall“ verwandelten ehemaligen Gouvernements-Adelsmarschall v. Gersdorf zu einer begeisterten Landtagsadresse an den Monarchen eingeladen, der „den getreuen Livländern wiedergegeben, was ihnen mit Unrecht genommen worden war“. Auch der Streit über den Verbleib der in das statthalterschaftliche adlige

Geschlechtsbuch aufgenommenen nicht-immatriculirten Familien war durch die v. Gersdorfsche fournée geschlichtet und von dem Landtage des Jahres 1797 dahin entschieden worden, daß sämmtliche in Livland besitzlich gewordene nicht immatriculirte Edelleute (darunter zwei Schwiegersöhne des Antragstellers von Gersdorf) in die Ritterschaft aufgenommen werden sollten — ein Ausweg, der dem gefährlichen, alten Streit zwischen Ritter- und Landschaft (so wurde die Gesammtheit der Landsassen, d. h. der nicht der Ritterschaft angehörigen Gutsbesitzer damals genannt) wenigstens für einige Jahre die Spitze abbrach *).

Bei diesen, während der Studienjahre meines Großvaters stattgehabten Ereignissen einen Augenblick zu verweilen lag für mich um so näher als der alte Herr bei diesem Capitel unserer Landesgeschichte mit besonderer Ausführlichkeit verweilte und — gegen seine sonstige Gewohnheit, — häufig auf dasselbe zurückkam. Seine Meinung, daß die während seiner Kindheit eingeführte Statthalterschafts-

*) Für das Verständniß auswärtiger Leser wird die Bemerkung beitragen, daß zwischen den Mitgliedern der eingeborenen alten ritterschaftlichen Geschlechter und den im russischen Staatsdienst nobilitirten Landeskindern, die in Livland Güter besaßen, ein vieljähriger Streit obgewaltet hatte, dem die Einführung der russischen Statthalterschafts-Ordnung dadurch ein Ende machte, daß sie die livländische Ritterschaft als solche aufhob und die „Matrikel“ durch ein allgemeines adliges Geschlechtsbuch der Provinz ersetzte.

Verfassung an und für sich gar nicht so übel gewesen sei und daß die Unpopularität derselben wesentlich durch die Brutalität verschuldet worden, deren der alte, „halbtolle" General-Gouverneur Browne sich bei ihrer Einführung und Handhabung schuldig machte, ist mir erst viele Jahre nach dem Tode des alten Herrn verständlich geworden, als ich ähnlichen Urtheilen bei mehreren unserer Schriftsteller, namentlich bei Merkel und C. G. Jochmann begegnete*). Einzelne besonders charakteristische Vorgänge aus der Zeit des Browneschen Regiments kannte ich aus den Erzählungen am großväterlichen Theetisch lange bevor sie durch die Veröffentlichung der Neuendahlschen Chronik wieder ans Licht gezogen worden waren.

Graf Browne, den Merkel, Neuendahl und andere Zeitgenossen als „katholischen Schotten" bezeichnen, war von Geburt Irländer und bereits vier und sechzig Jahre

---

*) Seinem Freunde C. H. von Sengbusch in Riga schrieb Jochmann im Juli des Jahres 1821 aus Bern:

„An der Statthalterschafts-Verfassung habe ich immer hauptsächlich nur einen Mangel zu bemerken vermocht, den daß sie zu gut war für die geistige Stufe des Volkes, dem sie von der Gesetzgeberin und ihrem Gehilfen dem Oberrichter Mansfield gegeben wurde. Daß selbst die aufgeklärteste Provinz sie nicht verstand, wissen Sie recht gut und was erst bei den andern! Man fängt ein Haus nicht bei der Bel-Etage zu bauen an."

Merkels Urtheil über Browne findet sich im ersten Bande der Darstellungen und Charakteristiken, p. 64 ff.

alt, als er General-Gouverneur von Riga und Livland wurde. In einer harten und kriegerischen Zeit geboren (im Jahre 1698) und emporgekommen, mehrere Jahre lang als Kriegsgefangener in Constantinopel zu Sclavenarbeit verurtheilt, wegen einer schweren, bei Zorndorf erlittenen Schädelwunde zu Zeiten unzurechnungsfähig und wegen der Gunst, die er bei Hof genoß, allmächtig und unantastbar, entbehrte Browne aller Eigenschaften, deren es für sein dreißig Jahre lang verwaltetes General-Gouverneurs-Amt bedurfte. Mit gutem Grunde wirft Neuendahl ihm „Schwäche des Verstandes, Härte des Herzens, Mißtrauen und Eigennutz" vor, Merkel nennt ihn „hart, mürrisch und gewaltthätig" und nur dadurch erträglich geworden, daß er (bis zur Einführung der Statthalterschafts-Verfassung) die eigentliche Verwaltung durch seine Räthe Johann Christoph Baron Campenhausen (den Protector und Freund Herders) und Geheimrath Victinghof (den Begründer des Rigaer Stadttheaters und der Gesellschaft Muße) besorgen ließ. Mit einem Despoten dieses Schlages hatte sich allenfalls auskommen lassen, so lange Ritterschaft und Städte sich hinter die festen Wälle der alten, autonomen und dem barschen Satrapen gerade wegen ihrer Unverständlichkeit imponirenden Verfassung verschanzen konnten. Die neuen „statthalterschaftlichen" Ordnungen waren Erzeugnisse der kaiserlich russischen Gesetzesfabrik an der Newa, mit denen

hohe Herren es nicht genau zu nehmen brauchten, und die sich je nach dem Belieben, dem Bedürfniß oder der Laune des Augenblicks so oder so auslegen ließen. Aus Landes- und Stadtbeamten zu „Tschinowniks“ (Beamten mit russischem Classenrang) geworden, waren unsere in „Adelsmarschälle“ „Stadthäupter“ und Magistratsmitglieder u. s. w. umbenannten ehemaligen Landräthe, Bürgermeister und Rathsherren der Willkür des „Alten“ fast bedingungslos preisgegeben. Und diese Willkür ließ Browne, sobald er sich als unbedingten Herrn der Situation fühlte, in der thörichtesten und barbarischesten Art walten. Nach Beseitigung der Schranken, welche die alte Verfassung ihm gezogen, begann der General-Gouverneur sich in Alles und Jedes, was ihm zufällig in den Wurf kam, — sehr häufig auch in die Rechtspflege zu mischen. Dadurch wurde die durch die Masse neuer Beamten ohnehin arg erschütterte Sicherheit der öffentlichen Ordnung nicht selten aufs Schlimmste gefährdet. „Jeder Beamte war der Gefahr ausgesetzt, zu dem Machthaber gerufen und wohl gar in Gegenwart Hofierender ausgehunzt (man nannte es „gepudert“) zu werden.“ Die von Merkel erzählte Thatsache, Browne habe ein Mal „einen der vornehmsten Adelsbeamten im Hofe des Schlosses mit einer Körperstrafe belegen wollen, weil derselbe ihm widersprach; man habe denselben aber entwischen und nach Petersburg entkommen lassen“ hat

mein Großvater mehr wie ein Mal erzählt. Dieser Beamte war der damalige Gouvernements-Adelsmarschall, spätere livländische Landmarschall Herr von Gersdorf, den mein Großvater noch gekannt hatte. — Eine ebenso genaue Erinnerung hatte der alte Herr von den bekannten skandaleusen Vorgängen, die sich zu Ostern des Jahres 1791 an der Dünabrücke zugetragen und die die Stadt Tage lang beschäftigt hatten. Weil die Floßbrücke des hohen Wassers wegen später als gewöhnlich gelegt worden war und weil einige von Brownes kurländischen Gütern angelangte Bauern nicht hatten übersetzen können, ließ der rohe Satrap den würdigen Aeltermann des Uebersetzeramtes, einen gesetzlich von der Körperstrafe eximirten Mann, dem er die Zögerung schuld gab, an drei aufeinanderfolgenden Tagen öffentlich prügeln, und erst als der katholische Beichtvater des General-Gouverneurs seinem vornehmen Beichtkinde mit Verweigerung der Absolution drohte, nahmen diese schmählichen Mißhandlungen ein Ende, denen Browne regelmäßig in Person beigewohnt und zu denen er das Executionsinstrument, eine sogenannte Karbatsche, in seinem eigenen Wagen mitgebracht hatte. Beiläufig bemerkt war die Erbauung einer katholischen Kirche in Riga erst von Browne herbeigeführt, oder richtiger gesagt, erzwungen worden*).

---

*) Auf Betrieb Brownes war im Jahre 1762 die Erbauung einer

Das Gedächtniß anderer Browne'scher Gewaltthaten lebte vor dreißig Jahren noch in dem Gedächtniß Alt-Rigas fort. So der sogenannte „kalte Brandt" (die sinnlose Demolirung einiger Häuser, die an der heutigen Esplanade erbaut worden waren und die man nicht dulden wollte, weil sie sich auf einem Platze befanden, den man aus Versehen, zu Folge einer unrichtigen Messung des betreffenden Ingenieurs, als zur Esplanade gehörig bezeichnet hatte) und die eigenmächtige Verleihung des sog. Kunzenschen Privilegiums an einen russischen Händler Leluchin. Die Familie Kunzen hatte das ausschließliche Recht zur Bereitung eines gewissen Kräuterbalsams erworben, Browne dieses Recht aber auf Leluchin übertragen, weil dieser ihm für die Erlaubniß, die angeblich nur auf den Browneschen Gütern wachsenden Kräuter aus diesen zu beziehen, eine erhebliche Summe gezahlt hatte.

Eines der schlimmsten Andenken, welche Graf Browne und die statthalterschaftliche Periode der Stadt Riga

katholischen Kirche in Riga angeordnet worden; der Bau selbst fand in den Jahren 1783—1785 statt.

In Reval wurde 1799 die Erbauung einer katholischen Kirche durch den damaligen Stadtcommandanten Castro di Zardo bewirkt. Daß der von diesem Manne (einem geborenen Spanier) exportirte kaiserliche Befehl, den Protestanten die Nikolai-Kirche abzunehmen und der katholischen Gemeinde auszuliefern, nicht in Ausführung kam, war das Verdienst eines einzelnen Mannes, des Schneidermeisters Krause gewesen.

zurückließen, war die Abänderung des Unterrichtssystems der alten Domschule, die nach der von einem verlaufenen Jesuiten Jankowitz de Miriewo empfohlenen Normalmethode umgewandelt wurde. Wie auch von Neuendahl bezeugt wird, legten diese Neuerungen den Grund zu dem späteren Ruin der berühmten Anstalt, an der einst Herder gewirkt hatte und die man einige Jahre später (1804) sinnloser und schmählicher Weise zu einer bloßen Kreisschule degradirte. Schwerlich wäre es jemals zu dieser Maßregel gekommen, wenn man der Bürgerschaft nicht zu Browne'scher Zeit alle Freude und Theilnahme an der Domschule vergällt und die wohlhabenderen Classen daran gewöhnt hätte, ihre Kinder in Privatschulen zu schicken *).

*) Neuendahl schreibt darüber das Folgende: „Da Alles gleichförmig werden sollte, da die deutschen Provinzen und Sibirien nach einer Form gemodelt wurden, so war es zu erwarten, daß eine Lehrart, die Gleichförmigkeit im Unterricht, in Benennung der Schulclassen, einerlei Bücher überall vorschrieb, um so mehr Eingang finden mußte, da man von der ferneren Ausbreitung der Jesuiten und besonders von ihrer Kraft, junge Gemüther zur Subordination zu gewöhnen, sich viel Heilsames versprach . . . . . Von wesentlichen Verbesserungen war gar nicht die Rede. Die Classen der Schulen erhielten andere Benennungen und den Lehrern derselben ward eine läppische Vorschrift ertheilt, wie sie unterrichten sollten. Die zu diesem Behuf hierher geschickten Schulbücher waren entweder sehr theuer und gar nicht hier käuflich, an innerem Gehalt entweder theils mittelmäßig, theils Spielereien nach der neuen Art enthaltend. Die Einführung dieses Unwesens ging, sowie diejenige der vorigen Neuerungen, mit größter Eilfertigkeit vor sich, denn in Petersburg erwartete man mit kindischer Ungeduld den Bericht über

Ist es aus der Vorliebe der Söhne des 18. Jahrhunderts für die speciellen Ideen und „Errungenschaften" ihrer Zeit, oder aus den mit der alten Verfassung verbundenen Uebelständen zu erklären, daß die so gewaltthätig eingeführte, so brutal gehandhabte Statthalterschafts-Verfassung bis in das erste Drittheil unseres Jahrhunderts hinein immer noch Anhänger zählte? So groß auch die Rolle gewesen sein mag, die Scheelsucht, Egoismus und philisterhafte Beschränktheit dabei gespielt haben — es bleibt doch eine merkwürdige Thatsache, daß wenige Jahre nach Wiederherstellung der alten Verfassung in Land und Stadt Stimmen zu Gunsten der statthalterschaftlichen Ordnung laut wurden und daß (wie erwähnt) von den Ueberlebenden aus jener Zeit Viele an der Meinung festhielten, die geeigneteste Methode einer zweckmäßigen Verfassungsreform wäre die Verschmelzung der alten und der neuen Einrichtungen, der geeignetste Zeitpunkt die Wende des Jahrhunderts gewesen. Auf dem livländischen Landtage wurden bekanntlich zu drei

---

die vollstreckte Execution, welcher dann auch fördersamst erstattet ward. Also abermals eine Gaukelei .... Die bei der ..., Domschule gemachte Einrichtung, daß fast alle Nachmittage der Woche dem Unterricht in der russischen Sprache und dem Zeichnen gewidmet waren, dauert noch jetzt fort." — Daß die Herabdrückung der Domschule zu einer bloßen Trivialschule eine spätere Folge der Statthalterschafts-Verfassung war, wird auch von Merkel ausdrücklich hervorgehoben.

verschiedenen Malen (1803, 1805 und 1806) Anträge auf Wiedereinführung der Statthalterschafts-Verfassung gestellt und in Riga kam es Anno 1802 zu einer förmlichen Option zwischen beiden Verfassungen, bei welcher von den in allen drei Ständen der Stadt gezählten Stimmen 615 Voten für und 334 Voten gegen die angestammte Ordnung abgegeben wurden! Als feststehend kann nur das Eine gelten, daß wenn es einer Umgestaltung bedurfte, der damalige Zeitpunkt der denkbar geeignetste gewesen wäre, und daß das Wohlwollen der Regierung Alexanders I. den Ständen des Landes und der Stadt eine Freiheit der Entschließungen gewährte, wie sie vorher und nachher niemals dagewesen und seit Entdeckung des Nationalitätsprincips wahrscheinlich für alle Zeit unmöglich geworden ist*).

Das zweite während der deutschen Lehrjahre meines Großvaters stattgehabte wichtige Ereigniß war, wie oben angedeutet, die Unterwerfung des Herzogthums Kurland unter das russische Scepter gewesen.

*) Zur Schürung der Unzufriedenheit gewisser Kreise mag es beigetragen haben, daß während der statthalterschaftlichen Zeit (im Jahre 1789) ein Senats-Ukas den Bürgern Rigas das Recht zum eigenthümlichen Besitz von Rittergütern abgesprochen hatte und daß dem Bürgerthum im Jahre 1802 auch das Aequivalent für das Güterbesitzrecht, das Recht „Rittergüter auf 99 Jahre zu pfänden" abhanden kam. An die Stelle des 99jährigen trat ein zehnjähriges Pfandrecht, das im Jahre 1841 auf je 3 Jahre beschränkt wurde.

Wenn er auf diesen Vorgang — der zu lange erwartet und von zu langer Hand vorbereitet gewesen zu sein scheint, als daß er den Zeitgenossen einen besonders nachhaltigen Eindruck gemacht hätte; zu reden kam, so hob mein Großvater regelmäßig hervor, die alten „herzoglichen Zeiten" seien von eigenthümlichem Einfluß auf die kur- und südlivländischen Bauernverhältnisse gewesen und hätten innerhalb derselben zu Zeiten eine gewisse Rolle gespielt. Für die wohlhabendsten und bestbehandelten Bauern hätten zu jener Zeit die Hintersassen der zumeist in fruchtbaren Gegenden belegenen herzoglichen Domänen gegolten und aus diesem Grunde sei es sehr häufig vorgekommen, daß von ihren Herren mißhandelte livländische Leibeigene heimlich den Weg über die Düna genommen und trotz der zwischen beiden Ländern bestehenden „Läuflings-Verträge" auf den kurländischen Domänen Schutz gefunden hätten. „Gewisse kurländische Bauernknechte", fügte er erklärend hinzu, „starben nämlich nicht, d. h. die geflüchteten livländischen Leute wurden auf den Namen Verstorbener eingeschrieben und als angebliche Landeskinder gegen die Reclamationen ihrer ehemaligen Herren geschützt." Auf diese Weise soll die Liberalität der alten herzoglichen Kammerverwaltung nicht nur den kurländischen, sondern auch den livländischen Leibeigenen vielfach zu Gute gekommen sein, — eine Auffassung, der in Kurland widersprochen wird, die ich indessen gelegentlich von einem

der gründlichsten Kenner baltischer Agrarverhältnisse, dem verstorbenen Professor Theodor Graß, habe bestätigen hören. — Von dem letzten Herzog von Kurland, dem „großen Peter" (wie man ihn im Gegensatz zu Peter dem Großen nannte), wußte mein Großvater manche ergötzliche Geschichte zu erzählen. Die persönliche Bedeutungslosigkeit dieses Herren und der leidenschaftliche Gegensatz, in welchem Adel und Bürgerthum seit den Tagen der sog. bürgerlichen Union zu einander standen, mögen dazu beigetragen haben, den Untergang der kurländischen Selbstständigkeit Betheiligten und Nachbarn als so zu sagen naturnothwendiges Ereigniß erscheinen zu lassen.

Der Vollständigkeit wegen sei erwähnt, daß in die ersten Jahre der statthalterschaftlichen Zeit mehrere liv- und esthländische Städtegründungen gefallen waren. 1783 waren Werro und Weißenstein angelegt worden, 1784 wurde Baltischport begründet. Daß mein Großvater dieses Zuwachses der Zahl unserer Städte niemals Erwähnung that, mag in dem bekannten Umstande seinen Grund gehabt haben, daß Werro in einer Gegend angelegt worden war, die niemals ein Städtebedürfniß empfunden hatte und in der es an allen Bedingungen zum Emporkommen dieser künstlichen Schöpfung fehlte. Estland und seine Städte aber lagen außerhalb der Sphäre, in welcher der Südlivländer alten Schlages sich bewegte.

VII.

Die letzten Zeiten Kaiser Pauls I. (1798—1801).

Im Herbst des Jahres 1798 traf eine große Zahl der aus Deutschland abgerufenen liv-, est- und kurländischen Studenten in Berlin zusammen, um sich auf die Heimreise zu begeben. Da die Mehrzahl dieser jungen Männer ihre für einen längeren Zeitraum berechnet gewesenen „Wechsel“ *) noch nicht verzehrt hatte und da Alle von der Empfindung erfüllt waren, daß es mit der „fidelsten“ Zeit des Lebens für immer vorüber sei, nahmen sie das Horazische: Nunc vino pellite curas, cras ingens iterabimus aequor zur Richtschnur, um noch einmal in gewohnter Weise des Lebens Lust und Pracht zu genießen. Was mein Großvater über die Einzelheiten

*) Beiläufig sei bemerkt, daß der Cours des russischen Banco-Rubels bereits damals ins Schwanken gerathen war und 32, zu Zeiten auch 39 unter Pari stand. Zwanzig Jahre später (1818) galten 100 Rubel in Silber 382 Banco-Rubel und das hielt man für eine Besserung, weil der Cours zeitweise 400 gewesen war.

dieses Aufenthalts in dem zu jener Zeit nichts weniger als weltstädtischen, von etwa 150 000 Menschen bewohnten Berlin berichtete, weiß ich nicht mehr; erinnerlich ist mir nur, daß es in der damals universitätslosen, des studentischen Treibens ungewohnten preußischen Hauptstadt an Zusammenstößen zwischen den wilden baltischen Akademikern und der anspruchsvollen Jugend der Königlichen Garde (für die vornehmste Truppe galt das Regiment „Gensdarmen") nicht fehlte. Bald waren aber auch diese Tage verrauscht, — ein Trupp nach dem anderen trat die Heimreise an und die Schaar der Zurückgebliebenen lichtete sich von Tag zu Tag. Die Estländer und Nord-Livländer gingen nach Stettin oder Danzig, um daselbst Schifffahrtsgelegenheit nach Reval bez. Pernau zu suchen, mein Großvater aber schloß sich einer Gesellschaft kur- und südlivländischer Kameraden an, die den Weg nach Königsberg nahm, um sich daselbst dem Planwagen des bekannten Frachtfuhrmanns anzuvertrauen. Da die Jahreszeit weit vorgeschritten, der sandige Weg an und für sich schlecht und durch starke Regengüsse verschlechtert war, ging es im Schneckenschritt vorwärts und wurde ein nicht unerheblicher Theil der Reise von der ungeduldigen Jugend zu Fuß zurückgelegt. Endlich erreichte man Polangen und die ehemals herzoglich kurländische, jetzt russische Staats- und Landesgrenze, an welcher es eine scharfe, insbesondere auf „verbotene Bücher" gerichtete

Zollprüfung durchzumachen galt. Diesen gefährlichen Artikel zu führen, war den loyalen jungen Musensöhnen natürlich nicht in den Sinn gekommen; für Contrebande konnten aber auch die mit Citaten aus den „Räubern", dem „Lied an die Freude" und dem schwerverpönten „republikanischen" Trauerspiel „Fiesko" gespickten akademischen Stammbücher der jungen Herren angesehen werden. Auf den Rath des erfahrenen Fuhrmannes hatte mein Großvater sein Stammbuch in einer Tasche seines Jenaer Flausrockes wohl verborgen. Daß diese Vorsicht keine nutzlose gewesen, wurde ihm dem ganzen Umfang nach erst in der Folge klar, als man ihm in Riga erzählte, einen seiner in Reval ausgeschifften Kameraden, einen Herrn v. Mohrenschild, habe wegen eines in seinem Stammbuche vorgefundenen „verbotenen" Schillerschen Verses das entsetzliche Loos getroffen, für immer seiner Heimath, seiner Familie und seinen Freunden entrissen zu werden. Ein unvorsichtiger Freund hatte dem jungen Estländer (dessen durch Stürmer und Tabakspfeife auffallende Silhouette mein Großvater mir oft gezeigt hat und den er als einen außerordentlich harmlosen, aller Politik abgewendeten Jüngling bezeichnete) die Worte „Rettung von Tyrannenketten" in das Stammbuch geschrieben und dafür war der unglückliche Eigenthümer dieses Gedenkbuchs als gemeiner Soldat nach Sibirien verschickt worden! Einige Jahre

später wurde der unschuldig Verurtheilte begnadigt, — auf der Rückreise nach Europa indessen von einer Krankheit ereilt, die seinem in der Blüthe der Jahre geknickten Leben ein Ende machte.

Vollständig blieb die Bekanntschaft mit dem Ernst der damaligen Zeitläufe übrigens auch meinem Großvater nicht erspart. Als er mit seiner Reisegesellschaft in der Mitauschen Vorstadt eintraf und wegen der zweifelhaften Beschaffenheit des Dünaeises den Weg über den Fluß zu Fuß antreten mußte, wurde er auf die regelwidrige Form seines neumodischen Hutes und der herabhängenden Krämpe desselben so nachdrücklich aufmerksam gemacht, daß er sich veranlaßt sah, die an und für sich ziemlich luftige Eispromenade „chapeau bas" vorzunehmen. „Das traurigste Geschick", so pflegte der alte Herr humoristisch zu erzählen, wenn er auf diese merkwürdige Zeit zu reden kam, „erfuhr mein eleganter funkelnagelneuer Frack. Da Röcke mit liegenden Kragen für „jacobinerhaft" galten und aus diesem Grunde verboten waren, mußte ich den herrlichen Sammetkragen meines Berliner Musterkleidungsstückes opfern, ein Proceß, der mir beinahe Thränen kostete. Und doch sandte der Herr Oberfiscal mich unbarmherzig aus der Mitte eines mit Mamsell M. (bürgerliche Jungfrauen mußten sich bis in die 40er Jahre hinein mit der Bezeichnung „Mamsell" begnügen) begonnenen Tanzes vom Mußenball weg, weil meinem

Kleide der vorschriftsmäßige preußische Stehkragen fehlte. „Seien Sie froh, daß Sie so davon kommen", hatte der gestrenge Wächter über die Kleiderordnung drohend hinzugefügt, „es geschieht das nur, weil Sie eben aus dem Auslande kommen und weil Ihr würdiger Vater mein Gevatter und alter Studienfreund ist."

Das von dem unglücklichen Kaiser Paul befolgte Repressionssystem war im Jahre 1798 auf seinem Gipfelpunkt angelangt und von der pedantischen Aengstlichkeit und Strenge der Rigaer Beamten noch über sein natürliches Maaß hinaus verschärft worden. Verboten war Alles, was nicht ausdrücklich erlaubt war, und erlaubt war Nichts, was auch nur möglicher Weise zu einem Mißbrauch und zur Nährung „schädlicher Ideen" führen konnte. Jedes Buch, das für erlaubt gelten sollte, mußte auf seinem Titelblatt abgestempelt sein und mit dieser Vorschrift wurde es so genau genommen, daß eine Verletzung derselben die sofortige Versendung des Schuldigen nach Sibirien zur Folge haben konnte. Durch den damaligen höchsten Beamten des Landes, den „Civil-Generalgouverneur" Geheimrath Nagel, einen ängstlichen und dabei höchst beschränkten Mann, der sein halbes Leben im unwirthbaren Norden Rußlands verbracht hatte und den das entwickelte Bildungsbedürfniß der auf den Zusammenhang mit ihrem Mutterlande angewiesenen Provinzen an und für sich ängstigte, wurden die Censurvorschriften der

Jahre 1798 und 1799 in Livland mit einer Strenge in Ausführung gebracht, von der andere Theile des Reichs verschont blieben. Nur der Dazwischenkunft des humanen und gebildeten Civil-Gouverneurs v. Richter (Richters Vorgänger, der allbeliebte Graf Mengden-Kaugershof war aus Angst vor dem Besuch des Kaisers im Jahre 1797 gestorben)' hatte der Buchhändler Hartmann es zu danken, daß er wegen des Besitzes von ein paar nicht-gestempelten Büchern nicht nach Sibirien geschickt wurde, zwei andere Rigasche Bürger Pohrt und Hartknoch wurden auf Denunciation des wegen seines bornirten Bildungshasses und seiner Brutalität bekannten Censors Tumanski nach St. Petersburg geschleppt und nur durch die Intervention hochstehender Freunde vor ferneren Miß-handlungen geschützt. Johann Friedrich Hartknoch (der gleichnamige Sohn des hochverdienten Begründers dieser Firma) verließ zu Folge dieser Vexationen Riga, um — unter Verlust eines großen Theils seines Vermögens — nach Deutschland überzusiedeln. — Die Geschichte der ihm zugefügten Mißhandlungen hat der schwer beleidigte Mann in einer ihrer Zeit vielgelesenen Brochüre erzählt. Durch die Lässigkeit der Censur, die 33 ihr zur Durchsicht über-wiesene Bücherballen fünf Monate lang zurückbehalten hatte, in schwere geschäftliche Verlegenheiten gebracht, war Hartknoch nach St. Petersburg gereist, um dem Chef der Geheimpolizei Fürsten Kurakin eine direkt an den Kaiser

gerichtete Beschwerde zu überreichen. Kurakins Ausspruch, daß der Kaiser „gegen Alles, was auf Literatur Bezug habe, zu aufgebracht sei, als daß auf Abhilfe gerechnet werden könne", und die Drohung eines Senateurs und Präsidenten des Justiz-Collegiums: „Es wäre besser, daß hundert gute Bücher verbrannt würden, als daß eines durchschlüpfe, in dem auch nur ein eine revolutionäre Deutung zulassender Ausdruck vorkomme" schreckten den auf die Gerechtigkeit seiner Sache vertrauenden Mann nicht zurück. Erst nachdem er verhaftet und wie ein Sträfling nach Gatschina geschleppt worden war, wurde der Gutgläubige von der Aussichtslosigkeit seiner Sache überzeugt und mit der nachstehenden kaiserlichen Resolution nach Hause geschickt:

„Man müsse sich dem Gesetze unterwerfen ohne zu raisonniren. Er könne der Milde Sr. Majestät nicht genug danken, daß man ihn nicht dafür zur Verantwortung ziehe, daß er schon vor Einführung der jetzigen Censur Bücher habe kommen lassen, die seit der Revolution in Frankreich gedruckt wären, und daß er gar kein Recht habe, sich über irgend etwas zu beschweren, das ihm widerfahre".

Damit war die Sache indessen noch nicht zu Ende. Zehn Tage nach seiner Heimkehr wurde Hartknoch, auf Grund einer von dem rachsüchtigen Tumanski eingereichten Denunciation verhaftet, in Begleitung eines Feldjägers

nach Petersburg geschickt und daselbst an die Hauptwache abgeliefert. Man gab ihm Schuld, heimlich einzelne Bogen des sog. „Revolutions-Almanachs" (einer höchst conservativ gehaltenen Chronik der französischen Ereignisse) eingeschmuggelt zu haben und erst als er den actenmäßigen Beweis führte, daß die bezüglichen Bogen sämmtlich dem Censor übergeben und von diesem für unanstößig erklärt worden seien, wurde der Gequälte und Geängstigte mit der Weisung entlassen, „daß er von nun an für den Inhalt eines jeden, ihm zugesendeten Buchs persönlich werde verantwortlich gemacht werden". — Wie erwähnt wurde Hartknoch durch diesen Vorgang zum Verkauf seines Geschäfts und zur Uebersiedelung nach Deutschland bestimmt. Wahrscheinlich hat er es der Raschheit seines Entschlusses zu danken gehabt, daß ihm die Quälereien erspart blieben, die zwei seiner Collegen, Müller in Riga und Friedrich in Libau auszustehen hatten und daß er das entsetzliche, s. Z. in ganz Europa besprochene Geschick des Pastors Seider von Randen nur aus den Zeitungen erfuhr.

Die heut zu Tage kaum glaubliche Geschichte Seiders (eines 1788 nach Livland eingewanderten, 1834 zu St. Petersburg verstorbenen Königsbergers) ist nur ein Mal, in einer 1803 erschienenen, längst vergessenen Brochüre erzählt, die von dem Unglücklichen angekündigte Schrift „Meine Verbannung nach Sibirien" niemals der

Oeffentlichkeit übergeben worden. Um dem Leser eine Vorstellung von dem ganzen Jammer dieser entsetzlichen Zeit zu geben, lasse ich den nachstehenden Auszug aus einer nach Seiders eigenen Aufzeichnungen zusammengestellten russischen Version der erwähnten Brochüre (vgl. Russkaja Starina 1878, Hft. 3) folgen.

Als Prediger von Randen hatte Seider einen Lesecirkel organisirt und verschiedene ihm zugehörige Bücher bei seinen Nachbarn circuliren lassen, darunter den damals vielgelesenen Roman „Die Macht der Liebe" von Lafontaine. Von diesem Werke war ein Band abhanden gekommen und behufs Wiedererlangung desselben erließ Seider ein bezügliches Inserat in dem Dorpater Intelligenzblatt vom April 1800, das denn auch die gewünschte Wirkung that. Dieses Inserat fiel dem schändlichen Tumanski in die Hände, der auf Grund desselben an den Generalgouverneur Nagel und den berüchtigten General-Procureur Oboljäninow*) in Petersburg Berichte absandte, in denen er Seider als den Inhaber einer heimlichen Bibliothek verbotener Bücher bezeichnete. Nagel entsandte den Dorpater Landrichter v. Rennenkampf nach Randen,

*) Dieser wegen seiner Grausamkeit verrufene Beamte wurde am ersten Tage der Regierung Alexanders I., kaum vier Stunden nach dem Ableben Pauls, verhaftet, auf die Hauptwache gesendet und für Lebenszeit auf eins seiner Güter verbannt. Auch Tumanski verlor sein Amt, blieb im Uebrigen indessen unbehelligt.

um die Seidersche Bibliothek inventiren und über die Sache berichten zu lassen. Während Herr v. Rennenkampf mit der Ausführung dieses Auftrages beschäftigt war (am 24. Mai 1800), erschien Tumanski plötzlich auf Pastorat Randen, inventirte noch ein Mal, bezeichnete einige in der Seiderschen Bibliothek vorhandene Bücher: Kants „Entwurf zum ewigen Frieden“, den erwähnten Lafontaineschen Roman und ein paar Schriften von Spalding und Sonntag (dem späteren livl. General-Superintendenten) als verboten und eröffnete dem bis dahin völlig unbefangenen Eigenthümer dieser Büchersammlung, daß er in Begleitung eines nach Dorpat gesendeten Feldjägers sofort nach St. Petersburg abzureisen habe. Daselbst wurde Seider in die Festung abgeführt, durch den General-Procureur und das Justiz-Collegium vernommen und unmittelbar darauf durch den folgenden Kaiserlichen Machtspruch verurtheilt:

„Da der Pastor Seider von Randen durch die Rigasche Censurverwaltung bei Sr. Majestät wegen des Besitzes verbotener Bücher angeklagt ist, so hat Se. Majestät dem General-Procureur befohlen, den Seider sammt seiner Bibliothek nach Petersburg abzuführen. Nachdem sich aus dem Bücherverzeichniß ergeben hat, daß der Pastor Seider in der That zweideutige und verbotene Bücher im Besitz gehabt, so ist derselbe als vor dem Gesetze schuldig befunden und auf Befehl Sr. Kaiserl. Majestät zu einer durch zwanzig Knutenhiebe

auszuführenden Körperstrafe und zur Bergwerksarbeit in Nertschinsk verurtheilt worden. Da nach Vorschrift der kirchlichen Gesetze geistliche Personen körperlich nicht gezüchtigt werden dürfen, so ist Seider zuvor durch den hier anwesenden Propst Reinbot der geistlichen Würde zu entkleiden".

Dieses barbarische, aller Vernunft und Gerechtigkeit Hohn sprechende Urtheil wurde der Hauptsache nach wirklich in Ausführung gebracht. Reinbot entkleidete seinen unglücklichen Amtsbruder der geistlichen Würde und reichte ihm das Abendmahl, — Seider aber wurde dem Henker überantwortet (dem er in einem unbewachten Augenblicke seine silberne Uhr zusteckte), und an den Schandpfahl gebunden. Zum Aeußersten kam es indessen nicht: auf einen (nach der Angabe Gretschs durch den damaligen General-Gouverneur Grafen v. d. Pahlen veranlaßten) Wink des commandirenden Officiers richtete der Henker seine Hiebe nicht auf den entblößten Rücken, sondern ausschließlich auf den Hosenbund seines Opfers, so daß der Körper desselben unverletzt blieb. Halbtodt wurde Seider in das Gefängniß zurückgeführt und trotz der Krankheit, die ihn ergriffen, in einem elenden Fahrzeug in das 970 Meilen (6784 Kilometer) von Petersburg entfernte Nertschinsk geführt, wo er bis zum Ende der Regierung Kaiser Pauls verweilte, sodann aber durch das folgende Rescript Alexanders I. begnadigt und für unschuldig erklärt wurde:

„Der frühere Pastor in Randen im Dorpatschen Kreise, Seider, der auf unglückliche Weise der geistlichen Würde entkleidet und unschuldig körperlich bestraft worden, ist von jedem gegen ihn erhobenen Vorwurf frei zu sprechen. Allergnädigst befehlen wir, daß derselbe in Gemäßheit von Cap. XIX § 21 des protestantischen Kirchengesetzes von Neuem zu weihen und in eine vacante Pfarrstelle einzurücken ist. Wir befehlen dem Reichs-Schatzmeister außerdem bis zur Wiederanstellung des Seider, demselben die Hälfte des in Randen bezogenen Gehalts mit 715 Rbl. jährlich auszuzahlen" *). — Die Veröffentlichung dieses entsetzlichen Vorgangs unterblieb auf den Wunsch der Kaiserin Marie Feodorowna (der Wittwe Pauls); gegen die Publication von 1803 hat Seider sich ausdrücklich verwahrt.

Ueber den Eindruck, den dieser Act des unerhörtesten Despotismus sowohl in Petersburg wie in Livland machte, braucht Nichts gesagt zu werden: die Größe desselben wird dadurch illustrirt, daß nicht nur viele lutherische, sondern auch mehrere Seider völlig unbekannte griechisch orthodoxe Geistliche Petersburgs den Unglücklichen während

*) Da die Randener Pfarre wieder besetzt worden war, blieb Seider, nachdem er durch den Propst Reinbot abermals geweiht worden, in Petersburg, wo er Prediger an der estnischen Gemeinde wurde. 1811 berief die Kaiserin ihn an die deutsche Gemeinde in Gatschina und als Lehrer an das dortige Findelhaus.

seiner Gefangenschaft in der Peter-Paulsfestung besuchten und daß Pahlen im buchstäblichen Sinne des Worts seine Existenz riskirt hatte, als er die Vollstreckung der Knutenstrafe auf eine bloße Formalität beschränkte. — Die Oboljäninow und Tumanski aber trieben ihr Wesen weiter. Bereits vor der Seiderschen Katastrophe, im Jahre 1799 waren sämmtliche Civilbeamte Rigas durch eine geheime Ordre angewiesen worden, das Lesen verbotener Bücher zu verhindern und die Inhaber derselben zur Anzeige zu bringen. Fälle solcher Denunciationen kamen vor und verbreiteten einen so panischen Schrecken, daß man längere Zeit hindurch eine Visitation sämmtlicher Privatbibliotheken fürchtete.

Ebenso streng wie mit der Bücher-Censur wurde es — wie bereits angedeutet — mit der Kleider-Ordnung genommen. Man ließ es nicht dabei bewenden, daß Frack und runder Hut streng verpönt waren, — obligatorisch mußten Puder und Locken, das altfranzösische Habit oder eine Uniform nach altpreußischem Zuschnitte getragen werden. Um auf eine möglichst genaue Ausführung dieser Kaiserl. Vorschriften hinzuwirken, wurde zu Anfange des Jahres 1800 die Zahl der Gouverneure auf vier gebracht: neben dem Civil-Generalgouverneur, dem Civilgouverneur und dem Vicegouverneur amtirte auch noch ein Militär-Gouverneur von Riga und zwar in der Person eines Herrn v. Rehbinder, der als Spieler bekannt und als beständig geldbedürftiger Herr

außerordentlich gefürchtet war. So weit steigerten sich Aengstlichkeit und Liebedienerei, daß selbst der in dem Wappen der Gesellschaft „Muße" figurirende runde Hut eine veränderte Gestalt annehmen mußte; freilich nur für kurze Zeit, denn im December 1800 (bald nach der Entlassung Nagels, an dessen Stelle der beständig in Petersburg residirende Graf Pahlen ernannt wurde) löste ein Allerhöchster Befehl die Muße und alle übrigen geschlossenen Gesellschaften ihres „clubbartigen" Charakters wegen auf. — Hand in Hand mit diesen Quälereien gingen Hemmungen der Verkehrsfreiheit, die dem Handel schwere Wunden schlugen und der nämlichen Quelle entsprungen waren wie die Bücher- und Kleiderverbote: der Angst vor den französischen Grundsätzen. Dem Verbote allen directen Verkehrs mit der französischen Republik war bereits im Jahre 1799 ein Befehl gefolgt, welcher alle Gemeinschaft „mit der freien und Hansestadt" Hamburg „wegen der bei der dortigen Regierung herrschenden anarchischen Grundsätze" untersagte. Die Einwanderung von Ausländern wurde so streng untersagt, daß schließlich auch der gewohnte Zuzug deutscher Handwerksgesellen aufhörte, und daß Schornsteinfeger und Scharfrichter dadurch in Verlegenheit geriethen. — „Die Worte Freiheit, Vaterland und Bürgerschaft wurden", wie es in dem Berichte des alten Bürgermeisters Bulmerincq heißt, „proscribirt und es herrschte rings dumpfe Stille."

Die unteren Classen der Gesellschaft blieben von diesem auf dem geistigen Leben lastenden schweren Banne allerdings unberührt. Dafür wurden während der Regierung Kaiser Pauls auf sie schwere materielle Lasten gewälzt. Im Jahre 1797 wurde die Rekrutirungspflicht, von welcher die privilegirten Provinzen bis dahin ausgenommen waren, zum Schrecken des Landvolks und des städtischen Kleinbürgerthums auf unsere Provinzen ausgedehnt (die Einführung der Kopfsteuer und die sog. Krepostabgabe war bereits im ersten Jahre der Statthalterschaftsverfassung, Anno 1783 *) erfolgt, die Geltung der den Privilegien zuwiderlaufenden russischen Satzung, betr. in gemischten Ehen erzeugte Kinder im Jahre 1789 für Liv- und Estland anerkannt worden). Im folgenden Winter 1798/99, dem ersten, den mein Großvater wieder in der Heimath zubrachte, brach eine furchtbare, bei der Schwerfälligkeit der damaligen Handels- und Verkehrsverhältnisse unbesiegbare Hungersnoth aus, auf welche schwere Seuchen folgten.

*) Am 3. Mai desselben Jahres 1783 waren durch einen kaiserlichen Ukas die als Mannlehen besessenen livländischen Rittergüter in Allodien (freies Eigenthum) verwandelt worden. Da der Adel noch vielfach in den Vorstellungen der schwedischen Zeit lebte, wo die Mehrzahl der Lehnsgüter eingezogen („reducirt") worden war, wurde diese Maaßregel als Ausfluß besonderer kaiserlicher Gnade angesehen und über derselben die gewaltsame und rechtswidrige Einführung der Statthalterschaft wenigstens für einen Augenblick vergessen.

Der Stimmung, welche die gebildeten Liv-, Est- und Kurländer während jener schweren, lichtlosen Prüfungszeit erfüllte, hat es an einem in seiner Weise classischen Ausdruck nicht gefehlt. Meines Großvaters Studiengenosse und Freund, der kurz zuvor von Jena nach Dorpat zurückgekehrte Carl Petersen (damals Hauslehrer in der Familie des Geheimraths von Vietinghof) schrieb im Jahre 1798 die witzsprühende Ode „auf den Tod Alzirens", in welcher er den trauernden Herrn dieses Windhundes, den damaligen Odenpähschen Pastor Gustav Hehn in die schmerzlichen Worte ausbrechen ließ:

„Schlaf' sanftes Vieh! — Uns fliegen jetzt Ukasen
Erbärmliche Despotenhudelein
Censur und Kleiderordnung um die Nasen;
Ich wünschte selbst ein todter Hund zu sein!"

VIII.

Die Anfänge Kaiser Alexanders I.

„Bruder“, begann der Großonkel eines Abends das Gespräch, „wann hast Du eigentlich Zopf und Puder abgelegt? Ich habe mich dieses Krams sofort nach meiner Uebersiedelung nach Deutschland entledigt, und diese vollzog sich, wie Du weißt, schon bald nach dem Tode Kaiser Pauls. Die Uniform hatte ich bereits ausgezogen, als die Chevalier-Garde in die Malteser-Garde verwandelt und mir dadurch die erwünschte Gelegenheit geboten worden, meinen Abschied zu nehmen. Wie Du weißt, war die Errichtung der Malteser-Garde (wir sollten auf unsern Kürassen das Kreuz des katholischen Ordens führen, von dem weder die Livländer noch auch die russischen Kameraden etwas wissen wollten) — eine höchst unpopuläre Maßregel; sämmtliche Officiere unserer Schwadron hatten sich das Wort gegeben, diese Neuerung nicht mitzumachen. Bruder Liborius trat damals in das

sog. Petersburger Regiment, mir war die Ueberführung in die Armee durch ein Versehen des Regimentsschreibers unmöglich gemacht worden und ich wurde für einige Zeit Privat-Sekretär des Geheimraths und Senateurs Grafen Johann Jacob Sivers, bis ich später zum Theater ging. Ich glaube die einzigen Leute, die die zur „Malteserzeit“ vorgenommenen Veränderungen gern mitmachten, waren die in unserem Regimente dienenden französischen Emigranten. Unser Rittmeister z. B. war ein Graf (den sodann genannten Namen habe ich längst vergessen), der kaum ein Wort russisch konnte und sich die Commando-Worte mit lateinischen Buchstaben auf seine großen weißen Stulpenhandschuhe geschrieben hatte, um sie bei den Uebungen abzulesen.“

„Den Zopf“, erwiderte mein Großvater, „habe ich bei meiner Verheirathung, und zwar meiner Braut zu Liebe abgelegt. So lange der Kaiser Paul lebte, war daran nicht zu denken, denn Zopf und Stehkragen galten für obligatorisch. Warum hast Du es denn mit der Ablegung dieses Zierraths so eilig gehabt?“

„Für uns Militärs“, gab der Großonkel zur Antwort, „war die alte Haartracht die schlimmste Plage des Reglements und wir waren lange allen Ernstes der Meinung, die Beseitigung derselben sei Bonapartes größtes Verdienst um Frankreich und die französische Armee gewesen. Du weißt Bruder, daß die Chevalier-Garde zu meiner Zeit

aus lauter Edelleuten mit Cornet-Rang bestand und daß unser verstorbener Bruder Liborius und ich als jüngste Cornets der Schwadron begannen, weil der selige Vater uns besonders lange auf der Schule behalten hatte. Zu mir kam der Friseur unserer Abtheilung zuweilen schon um 2½ Uhr Morgens, um Zopf und Haarbeutel zu ordnen; an Schlaf war nachher nicht mehr zu denken, denn wenn wir Morgens um 7 Uhr beim Wachtmeister antraten, um Silberhelm und Parade-Küraß abzuholen (deren wir bei der Wache in den Kaiserlichen Zimmern und im Palais Stanislaus Poniatowski bedurften), mußte Alles in vollster Ordnung sein. Hatte man sich verführen lassen, die qualvollen Stunden zwischen Frisur und Kaffee auf dem Bett, statt im Lehnstuhl zu verbringen und dadurch seine „Tour" zu gefährden, so gab es unfehlbar ein paar Tage Stallwache. Einmal hat mir des seligen Kaisers Majestät diese Strafe selbst dictirt, weil ich auf der Maskerade gewesen war und darüber den Friseur versäumt hatte, — seinem scharfen Auge entging nichts. Es war eine gräßliche Quälerei, zumal wenn einem das Haar mit Talg verklebt worden war, und wenn dasselbe während des verbotenen Morgenschlummers von Ratten und Mäusen angefressen wurde, — wie mir das im Sommer 1799 passirt ist, als ich zu Gatschina bei einem Bäcker im Quartier lag."

„In Petersburg", fuhr der Großonkel fort, „wurde

mit der neuen Haartracht und den verpönt gewesenen Pariser Moden übrigens schon unmittelbar nach dem Tode Kaiser Pauls experimentirt. Während die älteren Leute sich von Haarbeutel, Zopf und Dreispitz nur langsam und ungern trennten, sah man jüngere Leute schon im Frühling und Sommer 1801 à la incroyable umherspazieren. Das Spazieren selber bildete in der Petersburger großen Welt eine unerhörte Neuerung, die man sich erst erlaubte, als Kaiser Alexander zu Fuß auf der Perspective gesehen worden und als es vorgekommen war, daß er mit der Kaiserin Elisabeth am Arm à l'improviste und ohne jede Begleitung Besuche gemacht hatte. Unter dem vorhergegangenen Regime wäre es unerhört gewesen, daß ein Mann von Rang anders als im vierspännigen, langbespannten Wagen und mit dem Vorreiter öffentlich erschienen wäre, — „mit einem Zuge" (съ цугомъ) wie man es nannte.

In Schwung kamen die neuen Moden übrigens erst, als Duroc in Petersburg erschienen war, um für eine Weile aller Welt zum Muster zu dienen. Einen Umschwung, wie er sich damals vollzog, hat die Welt überhaupt nur selten erlebt. Von Allem, was zuvor Regel gewesen war, galt mit einem Male das Gegentheil, nahezu Alles, was verboten gewesen, wurde als erlaubt behandelt. Welches Erstaunen erregte es z. B., daß Schillers Stücke nicht nur gelesen und verkauft werden

durften, sondern daß man dieselben auf dem deutschen Hoftheater unter rauschendem Beifall aufführte. Ich habe ja selbst als Ferdinand in „Kabale und Liebe“ debütirt! — Die vorhergegangene Periode trat mir neulich wieder deutlich vor Augen, als ich Kotzebues „Merkwürdigstes Jahr meines Lebens“ zur Hand nahm. Man thut Unrecht, dieses Buch nicht mehr zu lesen.“

Von den Materien, welche zwischen den beiden alten Herren verhandelt wurden, nahm keine meine jugendliche Phantasie so lebhaft in Anspruch, wie die Periode der Regierung Kaiser Pauls. Schon weil mein Großonkel der einzige mir zu Gesichte gekommene Zeuge der damaligen Vorgänge in St. Petersburg war, grub seine Erzählung sich mit unverlöschlichen Zügen in meine Erinnerung ein, und wenn mir in späteren Jahren schriftliche Denkmäler jener Zeit (ich nenne beispielsweise die Memoiren Philipp Wigels, die vortreffliche Darstellung im zweiten Bande von Bernhardis „Geschichte Rußlands“, das genannte Kotzebuesche Buch und die von der „Russkaja Starina“ abgedruckten Auszüge aus der Russ. Petersbg. Zeitung der Jahre 1796—1798) in die Hände fielen, so war mein erster Gedanke regelmäßig der an den Großonkel. Hatte er doch selbst, mit eigenen Augen die uns unglaublich dünkenden Thorheiten angesehen, die sich in dem Petersburg der Jahre 1796—1801 zugetragen hatten. Die barbarische Mißhandlung von Soldaten und Officieren, —

die schwere körperliche Züchtigung von Personen, die gesetzlich gegen die Körperstrafe gesichert waren, — die plötzliche, gewöhnlich völlig unmotivirte Verbannung von Personen, die eben erst in höchster Gunst gestanden hatten und die zuweilen nach kurzer Frist ebenso plötzlich und ebenso unmotivirt wieder auftauchten, — die beständige Jagd nach „verbotenen" Büchern, Kleidungsstücken und Haartrachten, — die bekannte Anordnung, nach welcher dem Kaiser auf der Straße begegnende Personen (ohne Unterschied des Geschlechts, Alters oder Standes) ihr Gefährt verlassen und mit entblößtem Haupte niederknien mußten; — die Geschichten von dem Reiter-Regimente, das eines überhörten Paradebefehls halber nach Sibirien wandern sollte und wirklich bis nach Strelna oder Gatschina kam und von der deutschen Kaufmannsfrau, die geprügelt wurde, weil ihr Kutscher vor dem Kaiser nicht gehalten und dann in der Flucht das Heil gesucht hatte, — das Alles und die damit zusammenhängenden, inzwischen vergessenen Details und Namen war mir längst bekannt geworden, bevor es gedruckt zu lesen war. So lebhaft wurde der Onkel, wenn er auf diese Tage seiner militärischen Jugend zu reden kam, daß er mir während der Erzählung ein Mal meine kleine Flinte wegnahm, um uns die damalige Art des Gewehrpräsentirens (der vorgehaltene Carabiner mußte schließlich klirrend auf den rechten Unterarm des Präsentirenden fallen) vorzumachen.

„Ja, es waren merkwürdige Zeiten, die Zeiten Kaiser Pauls", fiel der Großvater dann ein, — „und wie plötzlich gingen sie zu Ende! Ich erinnere mich noch deutlich, wie ich im März 1801 bei der Rückkehr von einer Geschäftsreise nach Fellin, Nachts auf der Station Lenzenhof mit dem Feldjäger zusammentraf, der die Nachricht von der Thronbesteigung Kaiser Alexanders nach Riga brachte. Der Kerl war natürlich vollständig betrunken und als er in die Stationsstube trat, den Säbel auf den Tisch warf und mit den Worten „Na, mit Pawel Petrowitsch ist es endlich aus" die Gebärde des Erwürgens machte, glaubten wir (mein Reisegefährte, der verstorbene Herr v. S. und ich) einen der zahlreichen agents provocateurs vor uns zu haben, die damals ihr Wesen trieben. Starr vor Schrecken saßen wir da (der bloße Anblick einer Feldjäger-Uniform flößte ja Schrecken ein, da das Erscheinen dieser Leute fast regelmäßig eine Abführung nach Sibirien ankündigte) — bis der Kerl bei Gott und allen Heiligen schwor, daß er die Wahrheit gesagt habe, um dann in Nacht und Nebel zu verschwinden. Als wir am nächsten Nachmittag in Riga eintrafen, waren Huldigungs- und Thronbesteigungsfeierlichkeiten bereits in vollem Gange und wurde die ganze Stadt illuminirt. Eine so frohe, gehobene Stimmung, wie sie während des gesegneten Alexander erster Regierungszeit waltete, habe ich überhaupt nie wieder erlebt. Eine so glänzende und

hinreißende Persönlichkeit wie diese hat freilich nur selten auf einem Throne gesessen! Zwanzig Jahre lang haben die Leute sich die Anekdoten von des Kaisers erster Reise durch das Land erzählt. Damals passirte es ja auch, daß der alte possirliche Mitausche Posthalter K. sich die Erlaubniß erbat, in eigener Person seinen Kaiser nach Olai fahren zu dürfen und daß er mit Sr. Majestät „wetten" wollte, er werde nur im Trab fahren und dennoch in 1¼ Stunde die 2½ Meilen zurücklegen und daß der Alte, als der Kaiser ihn in Olai fragte, ob die Pferde nicht müde wären, sein „Das soll'n Sie mal sehen, Majestät" zur Antwort gab, auf seine Gäule peitschte und „ungefuttert" nach Riga weiterfuhr, das er binnen weiteren Fünfviertel-Stunden erreichte. Der Kaiser, der in seiner Leutseligkeit an dem komischen Kauz Gefallen fand, sagte demselben beim Abschiede, er möge sich eine Gnade ausbitten. „Majestät", gab der kurische Diogenes zur Antwort, „die größte Gnade haben Sie mir bereits erwiesen, als Sie sich von mir fahren ließen. Wollen Sie aber Etwas für mich thun, so bitten Sie Ihren Herrn Bruder, den Constantin, daß er mir das Krummholz zurückschickt, das seine Leute voriges Jahr aus Versehen mitgenommen haben."

Ich habe diese Anekdote wiedererzählt, weil sie in dem anmuthigen Bertramschen Buch („Fünfzig Jahre

zurück"), das eine Menge ähnlicher Züge aus jener Zeit berichtet, meines Wissens nicht registrirt ist und weil sie der nicht eben großen Zahl von Anekdoten angehört, auf welche mein Großvater sich überhaupt einließ. Kaiser Alexanders I. Besuche in Riga bedeuteten eben Epochen im Leben der Stadt und länger als ein Menschenalter hat die Erinnerung an diese Festzeiten und an die bei denselben typisch wiederkehrenden Gestalten fortgelebt. In den zwanziger Jahren gehörten der (im Jahre 1840 verstorbene) Oberlehrer Heinrich Carl Laurenty und dessen eigentlich niemals lebendig gewesene Gedichte („Denkblätter", Riga 1829, 2. Heft 1839) zu den bekanntesten Zeugen dieser Kaiserbesuche. „So oft der Kaiser nach Riga kam", heißt es in einem vor mir liegenden alten Erinnerungsblatte, „erwartete Laurenty ihn mit einem Gedichte an der Alexanderpforte, welche die Stadt nach der Niederwerfung Napoleons erbaut hatte. Wehenden Haares mit einem uns Schülern seit unvordenklicher Zeit bekannten, wie aus Holz geschnittenen schwarzen Frack bekleidet, stand er da, — eine wahre Jammergestalt. Der Kaiser tolerirte diesen ehrlich gemeinten von ganz Riga getheilten Enthusiasmus und Laurenty ließ es sich nicht nehmen, den geliebten Monarchen immer wieder in lateinischen und deutschen Oden als „amor et deliciae generis humani" zu feiern — eine Treue, die dadurch

belohnt wurde, daß der Kaiser schließlich die Pathenschaft eines dem beglückten Dichter geborenen Sohnes übernahm."

Da ein Mal auf die zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts und auf das Gedenkblatt die Rede gekommen ist, das an des alten Laurenty Kaiser-Oden erinnert, so sei mir gestattet, aus demselben die nachstehende, auf denselben Zeitabschnitt bezügliche Notiz hinzuzufügen.

„Zu jener Zeit erblickte man täglich auf der Sandstraße Schlag 12 Uhr ein stattliches, wohlaufgezäumtes weißes Pferd. Aus der meinem Elternhause benachbarten Hausthür trat ein rüstiger Greis; immer im blauen Frack mit Metallknöpfen, eine weiße französische Jockeymütze auf dem Kopfe, die Reitgerte in der Hand und mit Stiefeln à l'ecuyère; er schwang sich mit Anstand auf das Pferd und ritt bis zur Alexanderpforte in die St. Petersburger Vorstadt.

Wenn er zurückkam, sagten die Leute in der Stadt „es muß halb zwei Uhr sein, — Laroche ist zurück". Laroche war Liqueurfabrikant und ein von der großen Revolution vertriebener Emigrant, der nach Riga gekommen war, wo sein Geschäft in stiller Blüthe stand. Der berühmte Rigasche Kümmel war zuerst von ihm in höherer Potenz destillirt worden. Die einzige lebendige Seele, der man außer ihm selbst in dem Schlauch seines Hofs begegnete

war Laroches Diener Fréderic, der ihm im Geschäfte zur Hand ging, den Schimmel vorführte, den Steigbügel hielt und dabei freundlich zu mir herübergrüßte. Ging der Vater bei Laroches Hause vorüber und dieser stand in der Thür, so fand eine beiderseitig sehr ceremoniöse Begrüßung statt, bei welcher einige Worte gewechselt wurden. „Wer mag er nur sein der Laroche?“ fragte ich mich dann. Mir streichelte er zuweilen das Kinn, indem er, immer in demselben Tone sagte: „Toujours ein gutes Kind sein und bon voisin.“ In seiner Wohnung ließ er mir ein Mal durch Fréderic auf einem mit einem mächtigen Wappen verzierten silbernen Brett, ein Gläschen reichen, in welchem Goldblättchen schwammen. „C'est Dancic!“ — ich durfte aber Nichts nehmen, weil der Vater es verboten hatte.

Eines Abends kam Fréderic mit einem Billet an den Vater zu uns herüber. „Laroche ist krank“, sagte der Vater, „geh' an meinen Bücherschrank; da steht der Voltaire, wähle le siècle de Louis XIV.! So viel französisch wirst Du wohl lesen können; gieb das Buch dem Boten und laß' den alten Herrn grüßen.“

Es dauerte nicht lange, da streuten sie Sand mit gehackten Tannenzweigen, sog. Schujen auf die Straße. Auf einen mit vier Pferden bespannten Leichenwagen wurde ein Sarg gehoben, hinter welchem Fréderic ganz allein weinend herging; bevor sie den Sarg aufbahrten

war aber ein Adjutant des General-Gouverneurs Marquis Paulucci in das Haus gekommen. Laroche war gestorben! Als ich den Vater fragte, warum der Leichenwagen mit vier Pferden bespannt war und wie es zugegangen, daß ein Adjutant des Marquis in das Haus gekommen, sagte der Vater: „Laroche war ein Graf Larochejacquelin und wird es wohl angeordnet haben. Fréderic ist sein einziger Erbe.“ Als ich fragte, was das wäre, lautete die Antwort, ich würde das später ein Mal verstehen.

Kein Auge in Riga hatte Laroche anders erblickt als zu Pferde oder in seinem Geschäft!

Transeunt.“

IX.

Drei alt-livländische Kriminalgeschichten.

Heute so gut wie vergessen, spielten in der liv- und estländischen Landestradition der vierziger Jahre neben zahlreichen, mehr als fragwürdigen Schauergeschichten aus der Zeit der Leibeigenschaft, zwei um die Wende des Jahrhunderts verhandelte große Kriminal-Processe eine erhebliche Rolle. An dem Theetisch meines Großvaters habe ich derselben zuerst Erwähnung thun hören, — ausführlichere, wenn auch vielleicht nicht ganz zuverlässige Kunde von dem falschen Leuchtthurm von Hohenholm auf Dagö und von der geheimnißvollen Stahlfabrik bei Reval erst viele Jahre später aus Petris „Neuestem Gemälde von Lief- und Estland" (Leipzig 1809) erhalten.

Das Petrische Buch gehört einem, heute abgestorbenen, aber seiner Zeit nicht unwichtig gewesenen Zweige unserer heimischen Literatur an: der Anklage- und Entrüstungs-

Literatur, welche den Jammer der Agrarzustände Liv- und Estlands zum Gegenstande hatten und zu deren Hauptvertretern Eisen v. Schwarzenberg, Jannau und Merkel gehörten. In ihre Fußstapfen traten der um einige Jahre jüngere, ebenso fruchtbare wie parteiische und unkritische Johann Christoph Petri (von 1788—1800 Hauslehrer in Estland) und in gewissem Sinne auch Christian Karl Ludwig Klee, Verfasser der lesenswerthen und im Grunde harmlosen „Pilgerschaft durch Land und Leben" und gleichfalls Hauslehrer und agrarischer Projectenmacher in Estland. — Petri hat die Dagöer Leuchtthurmsgeschichte zwei Mal verarbeitet, in dem erwähnten Gemälde und in den 1807 erschienenen „Merkwürdigen Memoiren des Grafen U—st—g, eines der Jetztwelt größten und merkwürdigen Verbrechers", einer Art Roman, die nach Form und Inhalt zu dem Geistlosesten und Erbärmlichsten gehört, das mir jemals zu Gesichte gekommen*) ist. Zu der Isolirung, in welche unser, noch vor hundert Jahren mit Deutschland vielfach verbunden gewesenes Vaterland gerathen ist, haben diese Schriften nicht unerheblich beigetragen, weil sie die baltischen Zustände ausschließlich nach ihren Schattenseiten beurtheilten und eine große Zahl falscher, mindestens schiefer Urtheile in Umlauf setzten und denselben Ton

*) Petris Autorschaft wird in den Beiseschen Nachträgen zum Schriftstellerlexikon B. II. p. 117 behauptet. — Der Styl sieht dem des „Gemäldes" in der That ähnlich.

anschlugen, der sechzig Jahre später von den Verfassern der „gelben" und der „rothen" Brochüre (wahrscheinlich sind auch diese einst vielgenannten Bücher inzwischen in Vergessenheit gerathen) beliebt wurde. In Bezug auf Zuverlässigkeit, Solidität und Vollständigkeit der sachlichen Information steht diese, schon wegen ihrer halb sentimentalen, halb philisterhaft-rationalistischen Darstellungs- und Auffassungsweise schwer genießbare Literatur tief unter derjenigen der Hupel-Gadebusch'schen Periode, — ein Umstand, der zu ihrer Kurzlebigkeit und Vergessenheit erheblich beigetragen haben mag.

Der Hauptinhalt der Dagöer Geschichte ist wohl noch heute bekannt. Wer hätte nicht wenigstens gelegentlich von dem historisch gewordenen, schließlich sogar in eine Nieritzsche Kindererzählung verarbeiteten falschen Leuchtthurm gehört, den ein verbrecherischer Gutsherr hatte errichten lassen, um die vorüberfahrenden Schiffe zum Scheitern zu bringen und sodann an denselben „Strandrecht" zu üben? So mächtig und gefürchtet war dieser insulare Feudalherr gewesen, daß man ihn, um seiner überhaupt habhaft zu werden, mit List nach Hapsal gelockt und erst dort in Verhaft zu nehmen gewagt hatte. — Sehr viel mehr als diese Allgemeinheiten weiß auch Petri, trotz der vielen Worte, die er über die Sache macht, nicht zu berichten. Wir erfahren von ihm nur noch, daß der Proceß während der ersten Regierungsjahre

Kaiser Alexanders I. beim Revalschen Oberlandgerichte zum Austrag kam, daß der Gutsherr von Hohenholm der Erschießung eines Schiffers, der Ermordung seines eigenen Sohnes und zahlreicher anderer Verbrechen angeschuldigt wurde, daß er (als vollendeter Heuchler) zu Dagö hatte eine steinerne Kirche bauen und durch den Propst Glanström im Jahre 1802 feierlich einweihen lassen und daß der Richterspruch ihn des Adels verlustig sprach und auf Lebenszeit in die Quecksilber- und Bleiwerke von Nertschinsk verbannte, wo er sein Leben beschlossen hat. Unbegreiflicher Weise lassen die „Merkwürdigen Memoiren" den Verurtheilten seine Unschuld behaupten und die ganze Sache einem geheimnißvollen Zweige des Freimaurer-Ordens aufbürden, dem er während einer Reise nach Italien beigetreten sein will. Daß diese letzteren Angaben bloße Erfindungen und zwar Erfindungen der abgeschmacktesten Art sind, lehrt jeder Blick in das abgeschmackte Buch, das diesen merkwürdigen, der eingehendsten geschichtlichen Darstellung würdigen Stoff, zu einer bloßen Farce verzerrt hat.

Minder grausenhaft, aber ebenso merkwürdig ist die andere Geschichte. In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts (Petri nennt das Jahr 1794) hatte sich ein nach Esthland eingewanderter Abenteurer Baron G. die Erlaubniß erworben, auf einem in der Nähe Revals (nach einer andern Version in der Umgegend Narvas) belegenen

Gute eine Fabrik anlegen zu dürfen, in welcher Eisen in englischen Stahl verwandelt werden sollte. Der Unternehmer behauptete, das Geheimniß dieser Fabrikation für einen ungeheuren Preis gekauft zu haben und hatte sich unter Berufung auf diesen Umstand die Erlaubniß erwirkt, sämmtliche, in seiner Anstalt beschäftigte Handwerker und Arbeiter auf ewiges Stillschweigen über die Art des Betriebes vereidigen zu lassen. Das Geschäft schien glänzend zu gehen und der liebenswürdige, auf großem Fuße lebende Herr von G. war bei sämmtlichen Nachbarn gern gesehen. Gegenstand der Verwunderung war und blieb aber, daß dieser wunderliche Fabrikant sich bei der Uebernahme von Bestellungen außerordentlich schwierig erwies und daß er dieselben, unter Berufung auf große und dringende Lieferungen nach Petersburg, in der Mehrzahl der Fälle ablehnte oder unausgeführt ließ. Nachdem die Sache längere Zeit gespielt hatte, wurde der Regierung verrathen, daß in der G.'schen Fabrik nicht sowohl Stahl als falsches Papiergeld und zwar in ungeheuren Quantitäten verfertigt worden sei. Die angestellte Untersuchung erwies, daß Herr von G. an der Spitze einer großen, über Mitau nach Polen und Litauen verzweigten und bis nach Wien reichenden Fälscherbande stand, die ihr Geschäft in großartigem Maßstabe mit kaufmännischer Präcision betrieben und hunderte von Menschen Jahre lang regelmäßig beschäftigt hatte. Als G.'s Hauptgenossen wird ein Dr. Allee

bezeichnet, der die Umwechslung der Noten in Metallgeld besorgte und in Mitau ergriffen wurde, als er eben tausend Rubel in Gold umsetzen wollte. — Nach mehrjähriger, für zahlreiche hochgestellte Personen höchst compromittirender Untersuchung wurden Herr von G. und seine Helfershelfer unter Verlust aller Standesrechte als Züchtlinge nach Nertschinsk in die Bergwerke versendet, — dann aber wuchs Gras über die Sache, die ihrer Zeit das größte Aufsehen erregt und nicht nur in unserem Lande, sondern im gesammten östlichen Europa das allgemeine Gespräch gebildet hatte. Um den Verbleib von G.'s zahlreicher Familie hat sich Niemand gekümmert.

Etwa dreißig Jahre nach Beendigung dieses Processes reiste ein Verwandter von mir mit unserem alten Nachbarn, dem Kirchenvorsteher S., auf gemeinschaftliche Kosten nach Pernau. Auf einer in der Nähe dieser Stadt belegenen Station wurde Abends der Thee eingenommen, als ein gleichfalls auf der Durchreise begriffener älterer Mann, der während der Abendmahlzeit am Fenster der Passagierstube gestanden, plötzlich auf den alten S. zutrat und ihn als seinen Jugendfreund Baron G. freudig begrüßte. S.'s Behauptung, daß er weder ein Bekannter des Reisenden, noch ein Baron, sondern der bürgerliche Kirchenvorsteher S. aus —hof sei, half nichts, und schließlich traten die beiden alten Herren in ein Nebenzimmer, wo ein kurzes, von Niemandem gehörtes Gespräch zwischen

ihnen stattfand. Auf der Weiterreise theilte Herr S. meinem Verwandten mit, daß er in der That eigentlich ein Baron G. sei, diesen Namen indessen mit Erlaubniß der Regierung abgelegt habe, weil derselbe „entehrt" worden sei. Mein Verwandter, dem die Narvasche Fälschergeschichte niemals bekannt gewesen war, fragte natürlich nicht weiter, sondern versprach Stillschweigen bis zum Tode S.'s. Als dieser und seine Brüder verstorben waren, that er der Sache gelegentlich einmal Erwähnung.

Diese merkwürdige Begegnung hatte während meiner Kindheit, gegen das Ende der dreißiger, oder zu Anfang der vierziger Jahre, stattgefunden. Etwa ein Vierteljahrhundert später, im Jahre 1864, lernte ich auf einer Eisenbahnfahrt zwischen Petersburg und Dünaburg zufällig einen höchst liebenswürdigen jungen Polen kennen, mit dem ich während des vielstündigen, unter vier Augen verbrachten Aufenthalts im Coupé so genau bekannt wurde, daß er mir seinen Namen und seine Lebensgeschichte berichtete. Er hieß S. und war der Sohn eines 1830 nach Polen gekommenen russischen Officiers, der daselbst geheirathet hatte und jung verstorben war. Sein Sohn, mein neuer Bekannter wollte die Tochter eines Nachbarn heirathen, — dieser Nachbar aber hatte an dem Namen des jungen Mannes Anstoß genommen und demselben aus diesem Grunde Schwierigkeiten gemacht. Nun wußte die Mutter meines neuen Bekannten, ihr

verstorbener Mann habe ihr in einer vertrauten Stunde erzählt, er und seine beiden in Livland und Petersburg lebenden Brüder seien eigentlich Barone, hätten ihren wahren Namen aber abgelegt. Um diesen Namen zu erfahren, und wenn möglich wieder anzunehmen, war der junge Mann nach Petersburg gereist, indessen unverrichteter Sache zurückgekehrt, da man ihm gesagt hatte, beide Brüder seines Vaters seien gestorben. — Wer beschreibt das Erstaunen meines Interlocutors, als ich fragte, ob der eine seiner Onkel nicht in —hof gelebt habe und dann hinzufügte, solchen Falls würde ich das Räthsel lösen können! Von mir, dem völlig Unbekannten, erfuhr der Pole die Bestätigung der unklaren Mittheilungen seiner Mutter und einige Wochen später, als ich mich zu Hause orientirt und meinen Verwandten gesprochen hatte, den wahren Namen seiner Familie!

Den vorliegenden Abschnitt aus der Geschichte meiner Jugenderinnerungen kann ich nicht beschließen, ohne einer dritten livländischen Kriminalgeschichte Erwähnung zu thun, die mir nach Ort, Zeit und speciellen Verhältnissen ungleich näher lag als die beiden, einer halb fabelhaft gewordenen Zeit angehörigen Vorgänge, von denen eben die Rede war. Diese Geschichte hatte sich kaum zehn Jahre vor meiner Geburt, unweit meines Geburtsortes und unter Umständen zugetragen, von denen ich mir, — weil sie ziemlich lange fortdauerten — eine deut-

liche Vorstellung machen konnte. An dem Schauplatz des Verbrechens habe ich als Knabe oft Tage lang verweilt und von den Personen, die durch dasselbe betroffen worden waren, mehrere genau gekannt. Mein Großvater hatte bei der Untersuchung mitgewirkt und Berichte, die sich auf die Sache bezogen, sind in meiner Gegenwart so häufig erstattet worden, daß ich mich auf viele Einzelheiten noch lebhaft besinnen kann. Zum Ueberfluß ist mir dieser Tage der zweite Band der Wolffeldtschen „Mittheilungen“ in die Hände gefallen, der eine actenmäßige Darstellung dieses Meuchelmordes enthält.

Abseit der Heerstraße, rings von Wäldern umgeben, lag gegen das Ende der zwanziger Jahre ein livländisches Landgut, wie es deren heute wohl nur noch wenige giebt. Das Herrenhaus bestand aus einem niedrigen, langgestreckten und (wenn ich nicht irre) mit Schindeln bedeckten, hölzernen, seitdem längst von der Erde verschwundenen Gebäude, — an welches sich ein großer, zur Hälfte mit Gemüse und Küchenkräutern bepflanzter Garten lehnte. Zum Hofe gehörten außerdem nur die landesübliche, vielleicht noch jetzt vorhandene Herberge, ein paar Wirthschaftsgebäude und ein großes Hundehaus, aus welchem das für ein Jägerohr melodisch, für andere Ohren ziemlich ungefällig klingende Geheul der wackern Rüden früh und spät erscholl. Der Wald — kein modernes Lustwäldchen, sondern der ächte, düstere alt-livländische Föhrenwald — ragte

bis in den Hof hinein und wenn seine Bewohner sich ein Mal bis in die nächste Nähe menschlicher Wohnungen verirrten, so nahm das die Insassen ebenso wenig Wunder, als wenn ein Schuß fiel. Jagd war von Alters her die Devise dieser Insassen gewesen, die die männlichste und naturfrischeste aller Vergnügungen, mit der Freude, Sicherheit und Unermüdlichkeit wahrhafter Künstler betrieben und als Schützen, Parforcejäger, Reiter und Kenner des Waldes weit und breit ihres Gleichen suchten. Kein Ton war ihnen so lieb und so vertraut, wie derjenige des Jagdhorns, keine Art der Geselligkeit so geläufig, wie die waidmännische, — keine andern Vergleichungen lagen ihnen so nahe, wie diejenigen mit den Leiden und Freuden des edlen Handwerks, das nach Goethes klassischem Ausspruch „ja immer ein kleiner Krieg bleibt". Länger als zwanzig Jahre ist es nicht her, daß der liebe, verstorbene Herr dieses Wald- und Jagdgutes mir, als er mich in einem Rigaer Kaffeehause im Kreise von Freunden traf, die Frage vorlegte: „Hier habt Ihr wohl Euren Wechsel" (die Stelle an der die Wildspuren sich kreuzen). Wie oft habe ich an dem Fenster des „großen Zimmers" gestanden und in die melancholische Landschaft hinausgesehen, deren Vorder- und Hintergrund Wald und immer Wald bildete, — derselbe Wald, in dessen Mitte sich der unvergleichliche Waldschnepfenstand befand, der im Frühjahr allabendlich „vor dem Thee" aufgesucht und selten ohne gute Beute verlassen wurde — derselbe Wald, in welchem ich

später meine ersten Reiterkünste versuchte (ich stürzte an einem Nachmittage zwei Mal vom Pferde) und aus dessen Mitte mancher fröhliche Schuß, manches kräftige „Hallet' zu dem Fenster hinüberscholl, an welches ich mich schauernd gedrängt hatte.

Dieses Fenster war — wie ich schon damals wußte, — zu Ende der zwanziger Jahre der Schauplatz eines düstern Verbrechens gewesen.

In dem alten Hause waltete zu dem bezeichneten Zeitpunkte schlecht und recht der verabschiedete Kapitän Y., ein livländischer Edelmann vom alten Schlage und als solcher ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn, mit seiner Frau und seinen beiden Töchtern. Um die eine dieser Damen hatte ein benachbarter Vetter Herr Georg Y. geworben, ein Mann, der als Jäger und Schütze des besten, als Mensch eines sehr viel schlechteren Rufs genoß und dem der alte Herr aus diesem Grunde eine Abweisung hatte zu Theil werden lassen. Als diese Abweisung nicht fruchten wollte, war es zu einem heftigen Auftritt gekommen, der damit endete, daß der Kapitän den Vetter „mit dem zweiten und dritten Finger der linken Hand" an dem Kragen faßte und zur Thür hinausführte, — die in dergleichen Fällen übliche „Treppe" war in dem niedrig belegenen Hause nicht vorhanden gewesen. Mit der Drohung „So wahr ich Y. heiße, diese Finger sollst Du

nicht behalten" hatte der zürnende Vetter sich entfernt, um vorläufig nicht mehr wieder zu kommen.

Das war um die Pfingstzeit geschehen, auf den Frühling der Sommer, auf den Sommer der Herbst (oder, um in der Sprache des Ortes zu reden), die Zeit der wiedereröffneten Jagd gefolgt, ohne daß sich irgend Etwas von Bedeutung begeben hätte. Wie alle Jahr „ging man auf Feld- und Birkhühner" und schoß man einzelne besonders zudringliche Hasen „vor dem Hunde", um zu der eigentlichen Festzeit des Jahres, der nach Beendigung des Kornschnittes beginnenden Periode der Hetz- und Parforce-Jagden zu rüsten. — Mit Vorbereitungen solcher Art und mit ihm zur Gewohnheit gewordenen Drechslerarbeiten beschäftigt, saß der Kapitän an einem dunklen September-Abende (dem 27. September des Jahres 182*) allein zu Hause, in der Nähe des seiner Drechslerbank gegenüberliegenden, oben erwähnten Fensters; die Damen hatten einen Besuch in der Nachbarschaft unternommen, die Dienstboten den Auftrag erhalten, dem Herrn die gewohnte Abendmahlzeit zu bereiten, zu welcher derselbe sich pünktlich und ohne daß man ihn zu laden brauchte, einzufinden pflegte. Als er zur gewohnten Stunde nicht erschien, suchte die Wirthschafterin ihren Herrn an der gewohnten Stelle auf: sie fand ihn — aber todt! Aus einer Wunde der linken Brust blutend und

mit zerschmetterten Gelenken des zweiten und des dritten Fingers der linken Hand, — in der rechten die erloschene Kerze haltend, die ihm zu seiner letzten Arbeit geleuchtet hatte, lag der Kapitän in halbknieender Stellung zwischen Wand und Drechselbank entseelt da; auf dem Fußboden fand sich die ungewöhnlich große Kugel, die seinem Leben ein Ende gemacht hatte — die untere Scheibe des Fensters zeigte einen eingedrückten Stern und auf der Fensterbank fand man einen frischausgeschossenen Wergpropfen. Kein Zweifel, daß ein durch das Fenster gefallener Schuß die Todesursache gewesen war. Etwa eine halbe Stunde vor der Entdeckung hatte man in der Nähe des verhängniß-vollen Fensters scharf schießen gehört, — zu welcher Tagesstunde aber wäre auf Yhof nicht geschossen worden und wer hätte auf ein so gewöhnliches Vorkommniß Acht geben und dabei etwas Anderes denken sollen, als daß der alte Herr in gewohnter Weise eines seiner selbst ausgebesserten Gewehre vom Fenster aus probirt habe!

Wer war der Mörder? Der Verstorbene war ein etwas rauher, aber gutartiger Mann gewesen, der mit der Welt in Frieden lebte; das Gut hatte er seit längerer Zeit verpachtet und schon aus diesem Grunde keine Veranlassung zu Conflikten mit seinen Leuten gehabt. Der einzige mögliche Verdacht richtete sich gegen den Buschwächter Behrsing, den vieljährigen und wegen der Leidenschaftlichkeit seiner waidmännischen Lust bekannten Jagd-

Gefährten und Piqueur des Verstorbenen, dem derselbe — kurze Zeit vor der Katastrophe — wegen eines Holz- oder Wilddiebstahls hatte kündigen und das Gewehr abnehmen lassen. An den Ernst dieser Kündigung hatte indessen Niemand geglaubt, da Behrsing ein Meister seines Handwerks war und da man ihn außerdem für einen, wenn auch nicht streng ehrlichen, so doch gutartigen und seinem Herrn aufrichtig ergebenen Kerl hielt. Zwei außerordentliche Umstände schienen den aufgetauchten Verdacht indessen zu bestätigen: man hatte bei Behrsing eine heimlich aufbewahrte Flinte gefunden und er war der Träger einer unglaublich klingenden und höchst auffallenden Botschaft gewesen. Unter den zur Condolation erschienenen Verwandten hatte sich (am 3. October desselben Jahres) auch Vetter Georg befunden, indessen bald wieder Abschied genommen, weil die Wittwe des Kapitäns bei seinem Anblick in Krämpfe gefallen war und in diesem Zustande Dinge gesagt hatte, die wie Verdacht klangen. Am Abende dieses Tages erschien Behrsing bei der Wittwe und erzählte, in der Nähe des Hofes sei ihm Herr Georg begegnet, habe halten lassen und habe ihn (B.) beauftragt, auf den Hof zu gehen und der gnädigen Frau zu sagen: „er (G.) *habe den alten Herrn erschossen!*"

Behrsing wurde in Verhaft genommen, aber sehr bald wieder entlassen. Er konnte durch nicht weniger als vier völlig glaubwürdige Zeugen beweisen, daß er den Abend

des 27. September in einem benachbarten Kruge zugebracht habe, — er hatte nur ein Gewehr im Besitz und dieses war von viel zu kleinem Kaliber, um mit der mörderischen Kugel geladen gewesen zu sein und er war endlich ein zu offener und aufgeweckter Mensch, als daß man ihm hätte zutrauen können, er würde — wenn er sich schuldig gefühlt hätte — eine so thörichte Angabe, wie die in Rede stehende proprio motu machen. Außerdem wurde bekannt, daß zwei Hofmägde einen völlig fremden, halb bäuerisch gekleideten, aber herrschaftlich aussehenden Mann, der eine Flinte trug, am Abende des 27. September in mächtigen Sprüngen vom Herrenhause her hatten laufen sehen!

Jetzt nahm die Untersuchung einen andern Gang — sie richtete sich gegen den Vetter Georg, den man für den fremden Jäger hielt und bei dem sich Fetzen eines zu der Beschreibung der Mägde stimmenden Anzuges, sowie eine (entliehene und dann wieder zurückgegebene) Flinte mit dem entsprechenden Kaliber fanden, und der sich außerdem in den letzten Septembertagen hatte Haar und Bart stutzen lassen. Ein concludenter Beweis konnte indessen nicht geführt werden. Da die einschlägige Untersuchung ziemlich spät begonnen worden und der Angeklagte auf freiem Fuß verblieben war, wußte er Zeugen ausfindig zu machen, die den gesammten 27. September über

mit ihm auf der Otternjagd gewesen sein wollten; außerdem vermochten die beiden Mägde und andere Zeugen, die den auffallend gekleideten fremden Jäger in der Nähe von Yhof gesehen hatten, nicht mit völliger Gewißheit auszusagen, daß dieser Jäger Herr Georg Y. gewesen sei. Der Angeklagte leistete den Reinigungseid und wurde freigelassen. Er verließ Livland, nahm Kriegsdienste und wurde nie wieder in seiner Heimath gesehen.

— — — — — — — — — — — —

Viele Jahre später hörte ich das Folgende erzählen:

Georg Y. war nach seiner Freisprechung in die russische Armee getreten, die damals den berühmten Feldzug über den Balkan (unter der Führung des Grafen Diebitsch) unternahm. Während dieses Feldzuges soll Y. auf einem einsamen, für halb verloren angesehenen Posten mit einem Landsmanne (der Name wurde genannt) zusammengetroffen und von diesem unter Hinweis darauf, daß sie voraussichtlich alle Beide das alte Land nie wieder sehen würden, — nach der Sache gefragt worden sein. Da habe Georg Y. gestanden, daß er in der That der Mörder seines Verwandten gewesen sei, aber nicht absichtlich: er habe — um sein Wort zu halten, — dem Kapitän nur die beiden Finger abschießen wollen, mit welchen dieser ihn an dem Kragen gefaßt und zur Thür hinausgeführt hatte. In dem entscheidenden Augenblick habe der alte Herr die Stellung seines Körpers

plötzlich verändert und dadurch die Kugel in die Brust bekommen ....

Ob das wahr ist, weiß ich nicht, — unwahrscheinlich klingt es nicht. Von Personen, die den Verhältnissen näher standen, ist vielfach angenommen worden, die „Otternjagd“ habe nicht am 27., sondern am 26. September stattgefunden und Georg Y. als unvergleichlicher Fußgänger und findiger Jäger den weiten, nach gewöhnlicher Rechnung mehrtägige Märsche in Anspruch nehmenden Weg von seinem Aufenthaltsorte zum Gute Y. mit Aufgebot aller seiner Kräfte und unter Benutzung nur ihm bekannter Waldwege, an einem Tage zurückgelegt.

X.

Petersburg im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts.

Der lebhafte Antheil, welchen Rußland an den deutsch-französischen Kriegen der Consulats- und der ersten Kaiserzeit genommen hatte, erklärt sattsam, warum der corsische Eroberer lange vor der Katastrophe von 1812 in unseren Provinzen ebenso verhaßt war, wie in den von jenen Kämpfen direct betroffenen Theilen Europas. Die ersten directen Berührungen mit den Ereignissen, welche von Paris aus die Welt durchzitterten, hatte man durch die ziemlich zahlreich nach Riga und Mitau gekommenen französischen Emigranten*) und durch den

*) Außer dem in den Destillateur Laroche verwandelten Grafen Larochejacquelin lebte noch ein anderer vornehmer französischer Herr (ich glaube mein Großvater bezeichnete denselben als Grafen St. Simon) in Riga, der sich davon ernährte, daß er aus Tuchstreifen Schuhe flocht.

bekannten Umstand gehabt, daß der Graf von Lille (so nannte der spätere Ludwig XVIII. sich während seiner Exiljahre) in den Jahren 1799—1803 und 1805 bis 1807 im alten herzoglichen Schloß zu Mitau residirte und eine Anzahl vornehmer Franzosen nach sich zog*). Mit dem Haß gegen Napoleon und mit der Intimität, die den Kaiser Alexander I. dem preußischen Königshause verband, hing es zusammen, daß Friedrich Wilhelm III. und die Königin Louise, als sie im Jahre 1808 einer kaiserlichen Einladung an die Newa Folge leisteten, in Riga und Mitau mit Auszeichnungen aller Art überschüttet wurden: sah man in diesem, dem Kaiser eng befreundeten Fürstenpaare doch besonders schwer heimgesuchte Opfer des französischen Despotismus! Daß Alexander

*) Noch vor wenigen Jahren gab es in Mitau Personen, die sich dessen erinnerten, daß im großen Saale des Mitauer Schlosses die Hochzeit des Herzogs von Angoulême (Sohnes des späteren Karl X.) mit der im Temple erzogenen Tochter Ludwigs XVI. gefeiert wurde (10. Juni 1799). Auf dem Mitauer Kirchhof liegt der Abbé Edgeworth begraben, der Ludwig XVI. auf das Schaffot begleitet hatte. — Von der Unfähigkeit der emigrirten Franzosen, sich in die baltischen Verhältnisse zu finden, erzählt Bernhardi in seiner „Geschichte Rußlands" (II, 2 p. 855) das folgende ergötzliche Beispiel. Ein französischer Cavalier hatte „pour la rareté du fait" das Rigaer Theater besucht und erstattete darüber den folgenden Bericht: „La salle n'est pas grande mais assez gentille et le public paraissait très-bien composé; il y avait dans les loges des femmes charmantes et des toilettes très convenables. La toile se lève, un acteur parait — figurez-vous que ce drôle parle allemand!"

seinen Gästen eine Abtheilung Chevalier-Garde an die Reichsgrenze entgegengesandt hatte, und daß diese Elite-Truppe den königlichen Wagen bei seinem Einzuge in die Thore Rigas begleitete, ließ überdies von vornherein erkennen, wie der Monarch die schönste Frau des damaligen Europa und seinen schwergeprüften Freund, den König, empfangen sehen wollte!

Riga gab den hohen Gästen einen glänzenden Ball auf der Muße (Ende December 1808) und mein Großvater, der damals das Amt eines Vorstehers dieser Gesellschaft bekleidete, hatte die Ehre, an der Unterhaltung Ihrer Majestäten direct Antheil nehmen zu dürfen. Während die in dem dreifachen Zauber der Schönheit, der Jugend und der Liebenswürdigkeit strahlende junge Königin am Tanze Theil nahm, stand mein Großvater hinter ihrem Stuhle. Den einzigen, von ihm direct erbetenen Dienst konnte er der schönen Fürstin zu seinem Bedauern nicht leisten: Die Königin bat ihn um ein Glas kühlen Weißbieres und ein solches war in dem reich besetzten Keller der „Muße" nicht aufzutreiben, da die „kühle Blonde" auf Berlin beschränkt geblieben, das Bier überhaupt noch nicht salonfähig geworden war. Ihre Majestät mußte mit dem Glase Champagner fürlieb nehmen, das ihr kredenzt wurde. — Bei Tisch wurde mein Großvater einer längeren Unterredung mit Friedrich Wilhelm III. gewürdigt, der nach verschiedenen Rigaer Einrichtungen,

dem Stande des Handels u. s. w. fragte, seinen Interlocutor aber dadurch in Verlegenheit setzte, daß er seine Fragen in schwerverständlichen, rasch ausgestoßenen Infinitiven stellte und dabei die Hand vor dem Munde hielt, um mit seinem kurz abgeschnittenen Schnurrbart zu spielen. Dieser Schnurrbart erregte (beiläufig bemerkt) in Riga ebenso viel Aufsehen, wie wenige Jahre früher an dem Hof- und Kriegslager Napoleons, da die Sitte der Zeit von hochgestellten Personen ein glattrasirtes Gesicht verlangte und höchstens ein bescheidener, kurz gehaltener Backenbart für erlaubt galt: Schnurrbärte wurden außerhalb Preußens allein von Untermilitärs getragen — ein Gebrauch, der sich noch lange erhielt und zeitweilig auch in Preußen die Oberhand hatte. York, Scharnhorst, Kleist und Gneisenau haben ebenso wenig Schnurrbärte getragen wie Barclay und Bennigsen oder die zeitgenössischen Feldherren Englands und Frankreichs. Allgemein ist die Sitte, den Bart stehen zu lassen, erst in neuerer und in neuester Zeit geworden. Für Deutschland haben die Jahre 1848 und 1849 auch in dieser Hinsicht Epoche gemacht, — in England waren andere als Backenbärte bis zum Krimkriege verpönt und in Liv-, Est- und Kurland trugen bis zum Beginn der Regierung Kaiser Alexanders II. eigentlich nur Edelleute Schnurr- und Vollbärte; Civilbeamten waren dieselben bis zum Ende der fünfziger Jahre verboten.

Während des auf den Besuch des preußischen Königspaares folgenden Winters (oder das Jahr vorher) führten Geschäfte meinen Großvater zum ersten und letzten Male in seinem Leben nach Petersburg. An seine Schilderung dieser damals noch im Aufstreben begriffenen, kaum 90 Jahre alten Stadt bin ich lebhaft erinnert worden, als ich in den vor einigen Jahren veröffentlichten Memoiren Przewalskis den Ausspruch eines zu Anfang des Jahrhunderts nach Petersburg gekommenen persischen Prinzen las: „die russische Residenz werde eine recht schöne Stadt sein, wenn ihr vollständiger Umbau erst beendigt worden.“ Jahrzehnte lang waren in den verschiedensten Stadttheilen Umbauten im Gange, die dem Ganzen den Stempel des Unfertigen aufprägten. Dieser Eindruck der Unfertigkeit wurde dadurch erhöht, daß in Mitten der Stadt große und umfangreiche Plätze, ja ganze Gegenden wüst lagen. Wenn man in Betracht zieht, daß das dem Winterpalais benachbarte Generalstabs-Gebäude, die mächtige Isaakskathedrale, das Michailowsche Palais u. s. w. erst erheblich später entstanden sind und daß die Façaden der vorhandenen größeren Gebäude fast alle in demselben Styl erbaut und decorirt waren (mächtige, mit dem bekannten „Kronsgelb“ angestrichene Mauerflächen mit weiß gegypsten Säulen und Friesen), so wird man sich vorstellen können, daß die heute so glänzende Newastadt vor achtzig Jahren keinen eigentlich imposanten Eindruck machte.

Selbst die berühmte „Perspective" (Newski-Prospect) war nur ein Schatten von dem, was sie gegenwärtig ist. Von dem Platz der (damals noch im Bau begriffenen) Kasanischen Kirche bis zum Anitschkow-Palais war das Trottoir mit kleinen, elend aussehenden Lindenbäumen bepflanzt, die immer wieder eingingen; wandte man die Blicke von dieser Hauptstraße in die Richtung des heutigen Michailowschen Palais, so gewahrte man eine ungeheure Einöde, auf welcher der Schutt und Kehricht der halben Stadt abgelagert wurde; allenthalben standen neben mächtigen Steinbauten unvermittelt hölzerne Gebäude da. An der Stelle des heutigen Alexandertheaters z. B. ein Holzschuppen, in dem russische Komödie gespielt wurde; weiter zur Newa hin ragte das Admiralitätsgebäude einsam aus einem Gewirr schlecht eingefaßter Kanäle heraus. Alles machte den Eindruck des Unvermittelten und Unfertigen. — Was dem Fremden außerdem besonders auffiel war der Gegensatz, der zwischen der majestätischen Größe und Breite der Straßen und Plätze und der numerischen Schwäche der Bevölkerung bestand. Selbst die Hauptadern des Verkehrs machten den Eindruck, auf „Zuwachs" berechnet zu sein, weil sie gewöhnlich nur halb gefüllt waren. Noch auffallender war der Mangel an Veranstaltungen für Fremde oder einzelnstehende Personen. In den Gasthöfen fehlte — gerade wie in den Karawanserais des Orients — alle regelmäßige Bedienung, weil man

annahm, der zugereiste „Herr“ führe seine Dienerschaft mit sich und sei befriedigt, wenn er ein geheiztes, halbwegs möblirtes Zimmer und eine Theemaschine vorfinde. Auf höhere Ansprüche eingerichtete Restaurationen und Speisehäuser waren in nur geringer Anzahl, Omnibusse gar nicht vorhanden und die übrigen Fahrgelegenheiten ließen in qualitativer und quantitativer Rücksicht gleichviel zu wünschen übrig. Przewalski, der etwa fünfzehn Jahre später als mein Großvater nach Petersburg kam, versichert, daß es für civilisirte Menschen „fast unmöglich“ gewesen sei, in den russischen „Trakteurs“ zu essen und daß Abends überhaupt nur eine Speiseanstalt (die Dominiquesche) offen gehalten habe; auf ganz Wassily-Ostrow habe es nur zwei Kaffeehäuser gegeben, in der gesammten erreichbaren Umgegend der Stadt nur zwei öffentliche Gärten. Dafür wurde die Gastfreundschaft im größten Style geübt und war die Zahl der Häuser mit offener Tafel eine sehr erhebliche. Mühe aber kostete es, in dieselben zu gelangen, weil die Straßen gewöhnlich unpassirbar, die Fuhrmannswagen so schmutzig waren, daß man bei Benutzung derselben Gefahr lief, seine Kleider bis zur Untragbarkeit zu ruiniren. Für in Betracht kommend wurde zu jener Zeit eben nur die höchste, vierspännig und mit einem Vorreiter daherfahrende Aristokratie angesehen und diese führte Dienerschaft, Equipage und den eigenen Tisch allenthalben mit sich. — Endlich war die Zahl der

öffentlichen Kunstwerke Petersburgs damals noch eine sehr beschränkte. Das berühmte Monument Peters des Großen ausgenommen, stammen die meisten derselben aus den letzten sechzig Jahren, die die Stadt überhaupt unkenntlich verändert, ihre Einwohnerzahl um mehr als das Dreifache vergrößert haben.

Wer meines Großvaters Bekannte in Petersburg gewesen und was er daselbst getrieben, weiß ich nicht. Als Glanzpunkt seines Aufenthalts in der damals von der übrigen Welt noch weitab liegenden „zweiten Hauptstadt des Reiches" pflegte er das Wiedersehen mit seinem Jugendfreunde und Jenaer Ordensbruder Hassing, einem angesehenen und vielbeschäftigten Arzte, zu bezeichnen und bei dieser Gelegenheit zu erwähnen, Hassing sei damals der einzige Mann in Petersburg gewesen, der in seinem Wagen rauchend gesehen worden. Die Cigarre war damals noch nicht üblich (die ersten Cigarrenraucher in Deutschland sollen spanische Hilfstruppen Napoleons gewesen sein, welche aus diesem Grunde von den niedersächsischen Bauern als feuerfressende „Düvels" bezeichnet wurden) und der öffentliche Gebrauch der Pfeife galt in fast allen größeren Städten Europas noch vor fünfzig und vierzig Jahren für feuersgefährlich und unpassend. Hassing, der als allbeliebter Arzt fast nie aus dem Wagen (an dem mit zwei Pferden bespannten Wagen erkannte man damals den Arzt, da Edelleute mit Vieren, städtische Stutzer mit dreien

einherfuhren) kam, hatte sich die Erlaubniß zum öffentlichen Gebrauch seiner Pfeife vom Kaiser Alexander als besondere Gnade erbeten und war dadurch zu einem der bekanntesten Männer der Stadt geworden. Damals waren individuelle Belohnungen noch möglich, konnte der Einzelne noch individuell behandelt werden.

Nächst den Besuchen Kaiser Alexanders und der Durchreise Friedrich Wilhelm III. machte in dem Riga der ersten Jahrzehnte unseres Säculums Wellingtons Sieg bei Vittoria (Juni 1813) den größten Eindruck, wahrscheinlich weil er der erste in offener Feldschlacht über die Franzosen errungene größere Sieg des begonnenen Feldzuges war. Ein reicher englischer Kaufmann (vielleicht Pierson oder Hay, — auf den Namen vermag ich mich nicht mehr zu besinnen) gerieth über diese Niederwerfung des Feindes seiner Nation und des Monarchen, unter dessen Schutz er lebte, in so maßlose Freude, daß er für seine Kosten am Abend des Eintreffens dieser Siegespost ein großes Fest auf dem Schwarzhäupterhause veranstaltete. Gleich vielen anderen Leuten wurde auch mein Großvater auf der Straße aufgelesen und in das Festlokal geführt, wo er „vor dem Bilde des Kaisers“ einen ungeheuren Pokal Champagner leeren mußte. Schließlich ließ der unermüdliche Festgeber selbst die Soldaten der Garnison herbeiholen, um an der allgemeinen Freude Theil zu nehmen. „Je zehn Mann“ wurden unter Vortritt eines Unteroffiziers

oder Gefreiten in den Saal geführt, damit bekannt gemacht, daß der Feind ihres Kaisers und des Prinz-Regenten von England geschlagen worden sei und mit einer Flasche Wein aus dem Lande des Besiegten regalirt. — Einige Tage später verherrlichte man das große Ereigniß durch einen solennen Ball auf dem Schwarzhäupterhause; jede der eingeladenen Damen wurde mit einer seidenen Schleife geschmückt, auf welcher der Name „Vittoria" mit Goldschnur gestickt war. Ich erinnere mich lebhaft, ein solches braunes Schleifchen in den Händen einer alten Tante gesehen zu haben, die bei Besichtigung dieser Reliquie regelmäßig eine Beschreibung dieses und anderer Tage von „Aranjuez" vor uns Kindern ausbreitete.

XI.

Aus der Franzosenzeit (1807—1812).

Während der langen Friedensperiode, welche zwischen dem Wiener Congreß und dem Revolutionsjahre 1848 lag, spielten die Ereignisse der Napoleonischen Kriegszeit in dem Gedächtniß der älteren und in der Phantasie der jüngeren Generation eine Rolle, wie sie keinem neueren geschichtlichen Ereigniß zu Theil geworden ist. An den Kriegen der Revolutions- und Kaiserzeit hatten alle europäischen Völker Antheil, an der schließlichen Entscheidung aller Herren Länder actuelles Interesse genommen, — für Alle hatte diese Periode eine Krisis von entscheidender Bedeutung und den Uebergang zu einem nach Decennien zu zählenden Friedenszustande bedeutet. Die Jahre 1789—1815 hatten in ganz Europa Epoche gemacht und der Charakter dieser Epoche stand zu demjenigen des folgenden Zeitalters in so ausgesprochenem Gegensatz, daß die damals stattgehabten Umwälzungen

vielfach auch Denjenigen zur Fabel geworden zu sein schienen, die sie miterlebt hatten.

An dem Theetisch meines Großvaters wurde kein Thema so eingehend erörtert, wie dasjenige von der Franzosenzeit. Beide alte Herren hatten gründliche historische Studien getrieben, die gesammte zeitgenössische Literatur, namentlich die Thiers'sche „Histoire du consulat et de l'empire“ eifrig studirt und die miterlebten Ereignisse bis ins Einzelne verfolgt. Besonders merkwürdige Dinge wußte der nach damaligen Begriffen weit gereiste Großonkel zu erzählen, weil er die gesammte zwischen der Schlacht von Austerlitz und dem Tage von Waterloo liegende Zeit in Deutschland verlebt und die Bedränger Europas aus vieljähriger eigener Anschauung kennen gelernt hatte. Zur Zeit der Schlacht bei Jena war er in Hamburg, während des folgenden Jahres wiederholt in Königsberg gewesen und über beide Wendepunkte preußisch-deutscher Geschichte wußte er genauen Bescheid zu geben. — Auf die Kunde von dem Ausgange der im Saalthale zwischen Franzosen und Preußen ausgefochtenen Schlacht hatte man in Hamburg Tage lang in athemloser Spannung vergeblich geharrt; Gerüchte von dem Heldentode des Prinzen Louis Ferdinand bei Saalfeld waren an die Unter-Elbe gedrungen, — über das Weitere war aber auch der für allwissend geltende „Hamburgische Correspondent“ seinen Lesern den Bericht schuldig geblieben. An einem

lichtlosen Octobermorgen traf endlich ein preußischer Officier ein, der dem beim Senate accreditirten Gesandten Friedrich Wilhelms III. die Nachricht von der Niederlage der „Armee Friedrichs des Großen“ überbrachte. Noch bevor die Zeitungen dieselbe registrirt hatten, wußte die ganze Stadt, was geschehen war und theilte das Entsetzen über den Zusammenbruch der letzten Vormauer deutscher Unabhängigkeit sich der Bevölkerung mit. „Abends,“ so erzählte der Großonkel, „sollten wir Komödie spielen. Als Alles angekleidet hinter dem Vorhang dastand und das traurige Tagesereigniß besprach, theilte der Regisseur mit, im Zuschauerraum habe sich nur ein einziger Besucher eingefunden; dieser Besucher war der preußische Officier, der die verhängnißvolle Depesche nach Hamburg gebracht hatte und der vor seiner Rückkehr auf den Kriegsschauplatz noch einmal an einem Theatervergnügen Theil nehmen wollte, — übrigens liebenswürdig genug war, auf sein ihm als „Publicum“ zustehendes Recht zu verzichten, sein Geld zurück zu nehmen und uns Schauspieler unbehelligt nach Hause gehen zu lassen.“

Wie und warum der Großonkel Anno 1807 in das dem Kriegsschauplatz benachbarte Königsberg gekommen war, weiß ich nicht mehr. Er war in dieser Stadt zum letzten Male mit seinem Bruder und ehemaligen Schicksalsgefährten, dem Onkel Liborius, zusammengetroffen, der als Major des Petersburger Regiments der Armee

Bennigsens nach Friedland und Preußisch-Eylau zu folgen bestimmt war und in der letztgedachten Schlacht den Tod fand. Das Nähere darüber hatte ein Landsmann, der in demselben Regimente dienende Obrist (spätere livländische Regierungsrath) v. Freymann dem Großonkel erzählt, als dieser von Königsberg nach Eylau hinübergeritten war, um zwischen den Tausenden, im winterlichen Schnee daliegenden Todten vergeblich nach der Leiche des Bruders zu suchen. Im Jahre 1848 habe ich Herrn v. Freymann, als er mit meinem alten Onkel nach vielen Jahren bei meinen Eltern zufällig zusammentraf, den traurigen Hergang nochmals erzählen hören. Stunden lang hatte die russische Infanterie trotz furchtbaren Kugelregens, des endlosen Schneegestöbers, der strengen Kälte regungslos dagestanden; von Zeit zu Zeit war der unerschütterliche Bennigsen, dessen Züge keine Spur einer Erregung verriethen, die Fronte entlang langsam vorübergeritten, um den Leuten sein „смирно ребята“ zuzurufen und stets den bedingungslosesten Gehorsam zu finden. Soweit ich mich aus der Literatur über die Schlacht bei Eylau habe orientiren können, muß das Regiment St. Petersburg auf dem besonders exponirten rechten Flügel gestanden haben. Herr v. Freymann hielt inmitten desselben zu Pferde, neben ihm stand der Onkel Liborius, das Haupt mit dem „Kiewer“ bedeckt, den Degen in der Faust, den Ranzen auf dem Rücken an der Spitze seines Bataillons halb erstarrt da. Just in

dem Augenblick, als Herr v. Freymann dem Landsmann sein silbernes Schnapsgläschen reichen wollte, flog eine mächtige Kanonenkugel an diesem vorüber; von dem Luftdruck derselben erstickt, stürzte Onkel Liborius todt nieder, gleichzeitig aber hatte eine andere Kugel dem Pferde, auf welchem Freymann saß, den Kopf zerschmettert. Das Thier that noch zwei mächtige Sätze und sank dann leblos zusammen; als der Reiter sich unter demselben hervorwand, hieß es „Vorwärts“ und weder Herr v. Freymann noch der aus Königsberg herbeigerufene Bruder des Gefallenen vermochten die Leiche desselben aus der ungeheuren Masse blutiger Leichname herauszufinden, welche, in der doppelten Starre des Todes und der Winterkälte daliegend, die Wahlstatt bedeckten.

Von Königsberg kehrte mein Großonkel nach Hamburg zurück, wo er die Schrecken der französischen Herrschaft über das „département des bouchès de l'Elbe,“ den kurzen Freudentaumel über die Befreiung der alten Hansestadt durch Tettenborns Kosaken, das Wiedererscheinen der Franzosen und den Jammer der Belagerung mit durchgemacht hat. Zwei seiner Erzählungen aus dieser Zeit stehen mir besonders lebhaft im Gedächtniß. — Während der Occupation kam es immer wieder vor, daß betrunkene französische Officiere hinter die Scene des Theaters und in die Ankleidezimmer der Schauspielerinnen drangen, die den schamlosesten Beleidigungen dieser meisterlosen Krieger

ausgesetzt waren. Der Regisseur, die Theaterdiener und die herbeigerufenen Polizeibeamten vermochten dem Unfug nicht zu steuern, da sie geprügelt und zur Thür hinausgeworfen wurden. In seiner Verzweiflung wandte der Director sich, als das Unwesen eines Abends besonders schlimm geworden war, an den Großonkel, der vortrefflich französisch sprach und in Gang und Haltung den ehemaligen Gardeoffizier niemals verleugnete und bat ihn, entweder Hilfe zu schaffen oder einen höheren französischen Militär herbeizuholen. Der Großonkel begab sich direct zum Marschall Davoust, Herzog von Auerstädt und Prinzen von Eckmühl, der für einen strengen, aber gerechten und ehrenhaften Mann galt, um diesem seine Beschwerde vorzutragen. Der Marschall hörte ihn an, sah ihm scharf ins Gesicht und unterbrach ihn sodann mit der Frage: „N'est ce pas, vous-avez été militaire.“ Als der Großonkel diese Frage bejahte, ließ Davoust sich mit ihm in ein Gespräch ein, das damit schloß, daß zwei Gardisten von der Ordonnanz des Marschalls ins Theater abkommandirt wurden, den Raum hinter der Scene von den Eindringlingen reinigten und an dem Eingang zu demselben mit gekreuztem Bajonnet Posto faßten. Dasselbe geschah an den folgenden Abenden und die kurzen Worte: „Retirez vous au nom du maréchal“ genügten, damit Officiere von höchstem Rang an der Thür zur Scene „Kehrt“ machten und die früheren Unordnungen vollständig aufhörten.

Kürzer und ergötzlicher lautete die andere Erzählung „aus der Franzosenzeit“. An dem Abende des Tages, an welchem die Franzosen zum allgemeinen Jubel abgezogen und die Kosaken eingerückt waren, wurde die „Jungfrau von Orleans“ aufgeführt. Wie viele andere Patrioten hatte auch der Theater-Souffleur an diesem Freudentage ein Glas über den Durst getrunken und in diesem Zustande das Gelöbniß gethan, keinem der in dem Stücke auftretenden verfluchten Franzosen zu soufflіren.

Der Biedermann hielt Wort und die Vorstellung nahm aus diesem Grunde einen Verlauf, auf dessen nähere Schilderung der ins Lachen gekommene damalige Darsteller des „Talbot“ sich nicht einließ.

XII.

(1812).

Die Jahre 1810 und 1811 waren für Riga in politischer wie in commercieller Beziehung außerordentlich wichtige und bewegte gewesen. 1810 war der erst wenige Jahre zuvor zum zweiten Male in dieses Amt getretene General-Gouverneur Graf Buxhöwden durch einen zugleich als Civil- und Militär-Oberverwalter fungirenden Fürsten Lobanow-Rostowski ersetzt, im Juni desselben Jahres der hundertste Jahrestag der Unterwerfung Rigas unter das russische Scepter durch ein Fest gefeiert worden, das die patriotische Stadt sich mehr als 80000 Rbl. B. A. hatte kosten lassen und das u. A. durch Aufführung eines von dem Rath Truhart verfaßten Festspiels, durch Prägung einer Denkmünze und durch Publikation zweier historischer Schriften des Pastors Bergmann und des Superintendenten Thiel verherrlicht worden war. Bald nach dieser Feier war der hochangesehene wortführende Bürgermeister Karl Gustav v. Jannau

seinen kurz zuvor verstorbenen ehemaligen Kollegen Berens von Rautenfeldt und Legationsrath v. Gerngroß, sowie dem greisen ehemaligen Stadtältermann Bernhard Tielemann von Huickelhoven ins Grab gefolgt und in seinem Amte durch den Obervogt Rolßen ersetzt worden. Während des folgenden Jahres gingen der Stadt zwei ihrer alten Vorrechte, die eigene, bis dahin von einem Rathsherrn selbstständig geleitete Polizei-Verwaltung und die (durch den Obermünsterherrn besorgte) Oberaufsicht über das städtische Artillerie- und Fortificationswesen verloren, — Verluste, denen wenig später die Aufforderung zur Herausgabe der seit uralter Zeit im Besitz des Rathes gewesenen Stadtthorschlüssel folgte. — Beiläufig sei bemerkt, daß Riga zu Ende des Jahres 1810 in der Stadt und den Vorstädten 32 955 Einwohner*), im Patrimonialgebiet 38 918 „Seelen“ zählte, und daß die Zahl der in den Rathsregistern aufgeführten „neuen Bürger“ jährlich etwa 100 betrug, von denen der vierte bis dritte Theil aus — Russen bestand.

Auch auf commerciellem Gebiete hatte es an aufregenden Vorgängen nicht gefehlt, ins Besondere der im Juni 1807 zwischen Rußland und Frankreich abgeschlossene

*) Drei Jahre zuvor, zu Ende des Jahres 1807 hatte die „Volksmenge“ in Stadt und Vorstädten 33 760 Köpfe betragen.

Frieden dem vornehmlich auf den Verkehr mit England angewiesenen Rigaschen Handel einen schweren Schlag zugefügt. Rußland hatte sich dem Continentalsystem anschließen und demzufolge jeden Verkehr mit Großbritannien und den brittischen Colonien verbieten und alles innerhalb der Reichsgrenzen befindliche Eigenthum britischer Staatsbürger mit Beschlag belegen lassen müssen. Mit wirklicher Strenge wurde diese Maßregel indessen nur kurze Zeit durchgeführt, weil das Bündniß zwischen den beiden damaligen Beherrschern Europas sich bald nach dem Erfurter Congreß zu lockern begonnen hatte und weil Rußland gar nicht in der Lage war, den Verkehr mit dem wichtigsten Käufer seiner Rohproducte zu entbehren. Die Summe der „inneren Schulden" des Reichs war bereits zu Ende des Jahres 1809 auf 91 Millionen, die Menge des Papiergeldes auf 577 Millionen gestiegen, der Cours des Banco-Rubels auf 40 Kopeken gesunken. Während des folgenden Jahres fiel der Werth dieser Assignaten um weitere 15 % und sah man einem Deficit entgegen, das eben so hoch sein sollte, wie die Summe sämmtlicher Staatseinnahmen, die im Jahre 1809 nicht mehr als 126 Millionen betragen hatten. Die Preise der (hauptsächlich über Archangel eingeschmuggelten) englischen Colonialwaaren hatten eine unerschwingliche Höhe erreicht und an Mittel zur Bezahlung war nur zu denken, wenn mindestens ein Theil der russischen Ausfuhr-Artikel gegen

dieselben ausgetauscht wurde. Getreide, Flachs und Holz auf Schleichwegen auszuführen war natürlich nicht möglich. Diese nach England bestimmten Artikel wurden darum unter einer „neutralen“ Flagge, derjenigen von Teneriffa ausgeführt, von der Jedermann, — auch die Regierung wußte — daß sie eine bloße Maske sei. „Manches schöne Vermögen ist damals verdient worden“, und noch zu Ende der vierziger Jahre gab es in Riga eine Anzahl von Kaufleuten, deren Namen nur genannt zu werden brauchten, damit mein Großvater an die Zeiten der „Teneriffer Flagge“ und an die damals von diesen Herren gemachten Geschäfte erinnerte. — Als dann im Frühjahr 1812 die Kriegsmöglichkeit auftauchte, war man an der Börse (die bekanntlich in einem unteren Raume des alten, erst dreißig Jahre später umgebauten Rathhauses abgehalten wurde) durchaus getheilter Meinung gewesen, indem viele Leute an die Erhaltung des Friedens geglaubt und danach ihre Dispositionen getroffen hatten. „Am glücklichsten“, sagte mein Großvater mir einmal, „hat damals der Vater Deines Freundes —a— speculirt. Im Gegensatz zu den übrigen Gläubigen der Kriegspartei und trotz des augenscheinlichen Risico, dem er sich dabei aussetzte, kaufte Herr —a— (damals noch ein kleiner „Bauerhändler“) kurz vor Ausbruch der Feindseligkeiten Alles, was an Flachs, Heede und Werg irgend aufzutreiben war, und vertraute er die kostbare Fracht einem der letzten aus der Düna

auslaufenden Capitäne, einem waghalsigen Engländer, an, der an den französischen Wachtschiffen (Holland gehörte damals zum französischen Kaiserreich und Dänemark war demselben eng verbündet) vorüberzuschleichen unternahm. Der tolle Kerl führte das Wagestück glücklich durch und unser —a— ist seitdem ein steinreicher Mann."

Die Geschichte des allmäligen Bruchs zwischen den beiden Monarchen, die man noch während der Tage des Erfurter Congresses für persönliche Freunde*) gehalten hatte, gehört nicht hierher. Genug daß Napoleon zu Ende des Maimonats zu seinem Heere stieß und daß er am 25. Juni an der Spitze von 450 000 Mann (der größten Armee, die jemals in Europa beisammen gewesen) bei Kowno, den damals die russische Grenze bildenden Niemen überschritt. Mit Vorbereitungen auf den seit Monaten für unvermeidlich angesehenen Krieg war man in Riga schon geraume Zeit zuvor beschäftigt gewesen. Die baltische Metropole war damals noch Festung und ihre Bewohner glaubten sich auf die Schrecken einer Belagerung, vielleicht einer Einnahme ihrer hundert Jahre lang von Krieg und Kriegsgreueln verschont gebliebenen Stadt einrichten zu müssen. Die höheren Verwaltungsbehörden

*) Der weichmüthige Alexander hatte Napoleon enthusiastisch die Hand gedrückt, als bei der festlichen Aufführung des Voltaireschen „Oedipe" der bekannte Vers „L'amitié d'un grand homme est un bienfait des dieux" gesprochen worden war.

sammt ihren Cassen wurden provisorisch in das Innere des Landes, nach Fellin, Dorpat u. s. w., verlegt (in der letzteren Stadt schlug z. B. das livländische Consistorium — damals Oberconsistorium — seinen Sitz auf, ein Umstand, der seinem Vicepräsidenten, dem gefeierten Sonntag, Gelegenheit bot, zeitweilig an der neu begründeten Universität Dorpat theologische Vorlesungen zu halten) und außer den betheiligten Beamten folgten viele Privatleute diesem Beispiele *). Die Jugend strömte von allen Seiten unter die Waffen; Dutzende von Dorpater Medicinern wurden plötzlich mündig gesprochen, um als Militärärzte in die Armee zu treten und mancher Jüngling, der an eine kriegerische Laufbahn niemals gedacht haben mochte, (beispielsweise sei der spätere General-Feldmarschall, damalige stud. jur. Friedrich Rembert v. Berg aus Schloß Sagnitz genannt) trat unter die zur Vaterlandsvertheidigung erhobene Fahne.

Riga verödete von Tag zu Tage. Wer es irgend möglich machen konnte, suchte sich und die Seinigen zu bergen. Mein Großvater, den seine amtliche Stellung in Riga zurückhielt und dessen Art es überhaupt nicht war, Gefahren aus dem Wege zu gehen, brachte seine Frau,

---

*) Karl Gustav Jochmann, damals jugendlicher Advocat in Riga, nahm an diesem Stillstande der Geschäfte zu einer mehrjährigen Reise nach England Veranlassung.

deren Schwester und seinen ältesten Sohn nach Oesel, wo sie bei einer der Spielgefährtinnen seiner Jugend liebreiche Aufnahme fanden. Die Zahl der damals nach Oesel geflüchteten Rigaer Familien kann nicht ganz gering gewesen sein, — ich weiß, daß die Schwester meiner Großmutter von zahlreichen Gliedern ihres ausgedehnten Bekanntenkreises zu sagen pflegte „die kenne ich noch von Arensburg her" oder „wir machten Anno 12 gemeinsam die Ueberfahrt nach Oesel".

Nachdem er seine Familie geborgen, kehrte mein Großvater in sein verödetes Haus an der Sandstraße zurück. Riga hatte sich inzwischen allen Ernstes auf eine Belagerung einzurichten begonnen, in der Person des Generals v. Essen einen neuen Kriegs-Gouverneur erhalten (18. Mai 1812), an der Vervollständigung seiner Befestigungen gearbeitet, die Verkündigung des Belagerungs-Zustandes über sich ergehen und ein paar arme Teufel, die man verrätherischer Absichten bezichtigte, nach „Standrecht" erschießen lassen. Dann hatte man die Kunde von der Besetzung Mitaus durch den General v. York vernommen und den geflüchteten Gouverneur von Kurland, den um das Zustandekommen der Bauer-Verordnung von 1804 hochverdienten Geheimrath Friedrich von Sivers nach Riga kommen und seine Bemühungen um das Zustandekommen einer Volksbewaffnung (des Regiments der sogenannten livländischen Kosaken) auf-

nehmen sehen. Dieser wunderlichen Truppe that mein Großvater gelegentlich Erwähnung; daß die Formirung derselben zu einem höchst peinlichen Conflict zwischen dem als Kaiserlichem Commissär fungirenden „Geheimrath“ und der Ritterschaft Veranlassung gegeben, habe ich erst viele Jahre später erfahren, als eine russische historische Zeitschrift die auf diesen ärgerlichen, schließlich vor die Person des Kaisers gebrachten Handel bezüglichen Actenstücke veröffentlichte.

Obgleich die bezügliche Publikation reichliche zwölf Jahre alt ist, hat man von dem Inhalte derselben in unserem Lande bis zur Stunde noch nicht Act genommen. Und zwar aus nahe liegenden Gründen. Die Dinge, um welche es sich in den von einem Herrn A. N. Petrow herausgegebenen und mit außerordentlich boshaften Randglossen versehenen Documenten handelt, sind in mehr als einer Rücksicht peinlicher Natur, und zu unbefangener Beurtheilung derselben bedarf es einer Freiheit der publicistischen Bewegung, die unserem Lande zur Zeit versagt ist. Wenn irgendwo, so darf aber hier das Wort „Tout comprendre c'est tout pardonner“ angewendet und außerdem grad heraus gesagt werden, daß der hochverdiente Mann, der sich in Mitten des Dranges einer leidenschaftlich erregten Zeit, zu einer schweren Anklage gegen seine Corporations-Genossen hinreißen ließ, als unbefangener und parteiloser Richter nicht angesehen werden kann.

Ich will in Kürze wiederzugeben versuchen, worum die zwischen dem ehemaligen Landrath, damaligen Geheimrath Friedrich von Sivers und der livländischen Ritterschaft entbrannte Fehde von 1812 sich drehte und was derselben vorhergegangen war. — Es muß zu diesem Behuf um ein Dutzend Jahre zurückgegriffen werden.

Sivers, der bereits zu statthalterschaftlicher Zeit als Gouvernements-Adelsmarschall der Jahre 1792 bis 1797 einer der Hauptvorkämpfer für die agrarische Reform und für die Wiederherstellung der angestammten Verfassung gewesen war, hatte sich nach Aufhebung der Statthalterschaftsordnung und nach seiner auf dem Restitutionslandtage von 1797 erfolgten Erwählung zum Landrath an die Spitze der liberalen Partei gestellt und der Sache derselben die größten Dienste erwiesen. Neben der Besserung der Lage des Bauernstandes ließ diese Partei sich die unveränderte Wiederherstellung der alten Verfassung besonders angelegen sein, gegen welche von gegnerischer Seite manche Bedenken erhoben worden waren. Hauptgegenstände des Streites bildeten die Stellung des Landraths-Collegiums und die Verfügung über die Einnahmen aus den Ritterschaftsgütern. Diese Güter waren ursprünglich zur Erhaltung des Landraths-Collegiums bestimmt gewesen, nach der im Jahre 1796 erfolgten Auflösung dieser Körperschaft von der Krone eingezogen, bei Wiederherstellung der alten Verfassung

wieder restituirt, inzwischen aber zu Quellen schwerer finanzieller Verlegenheiten für das Land geworden. Bei der im Jahre 1786 erfolgten Uebergabe derselben an die Krone hatte die Adelskorporation sämmtliche auf ihrem ehemaligen Eigenthum haftenden Schulden übernehmen, die in ihrem Besitz gestörten Arrendatoren entschädigen, eine ganze Anzahl damit verbundener kostspieliger Processe führen und zu diesem Behufe sehr beträchtliche Schulden contrahiren müssen, deren Verzinsung nur durch Erhöhung der Landesabgaben ermöglicht werden konnte; im Jahre 1798 wurde die Gesammtsumme aller Landesschulden auf nicht weniger als 11 Millionen berechnet. — Zunächst war auch die Wiederübernahme der Ritterschaftsgüter nur mit Unkosten verbunden, da es erheblicher Aufwendungen zur Anschaffung neuer Inventare, Abfindung der bisherigen Pächter u. s. w. bedurfte. Diese Sachlage hatte mit sich gebracht, daß die Entscheidung der Frage, ob die Erträge aus den Ritterschaftsgütern zunächst dem Landraths-Collegium zukämen, oder ob die wegen dieser Güter in schwere finanzielle Bedrängniß gerathene Ritterschaft den Hauptanspruch auf dieselben habe, mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden war. Erhöht wurden dieselben noch dadurch, daß das damalige Landraths-Collegium, als Sitz der bauernfreundlichen und liberalen Partei den Haß der Gegner der Agrarreform auf sich gezogen hatte. Dieses Collegium, dessen

man während der Statthalterschaftszeit doch zu entbehren gewußt habe — so hieß es bei den Gegnern — concentrire auf Unkosten des Landtagplenums allen Einfluß in sich, um das Land zu unnützen, dem Adelsinteresse zuwiderlaufenden Reformen zu nöthigen und gebärde sich außerdem als rechtlicher Inhaber von Gütern, deren Besitz der Rittercasse unerschwingliche Lasten aufgelegt und das Land in Schulden gestürzt habe. Von einer Abschaffung des Landraths-Collegiums lasse sich darum in politischer wie in wirthschaftlicher Rücksicht ein Gewinn erwarten, den das Land nicht von der Hand weisen dürfe.

Es ist bekannt, daß die (zumeist dem estnischen Livland angehörigen) Anhänger dieser Anschauung die Wiederherstellung der Statthalterschaftsordnung für das geeigneteste Mittel zur Beseitigung des Landraths-Collegiums ansahen und daß auf den Landtagen von 1802 und 1805 entsprechende Anträge gestellt, von der Mehrheit der Landesrepräsentation indessen abgelehnt wurden. Parallel diesen Bestrebungen waren andere gelaufen, welche das Werk der agrarischen Reform zu hindern und die Träger derselben, insbesondere Sivers und dessen Freunde, die Landräthe Graf Mellin und v. Gerstdorf zu beseitigen suchten. Zu zwei verschiedenen Malen, in den Jahren 1801 und 1804 war Sivers auf den Betrieb seiner politischen Gegner suspendirt und unter Gericht gestellt worden, das erste Mal als Präses

einer der Commissionen, welche die Klagen der Bauern über ihre Herren entgegennehmen und entscheiden sollten, das zweite Mal, als er in derselben Eigenschaft die Regulirung der bäuerlichen Leistungen für den Riga-Wolmarschen Kreis leitete. Diese zweite Amtsentsetzung (welche die Remotion vom Amte eines Oberkirchenvorstehers in sich schloß) war öffentlich bekannt gemacht und erst mehrere Jahre später durch eine directe Entscheidung des Kaisers wieder aufgehoben worden. Um den schwer gekränkten Mann für das erlittene Unrecht zu entschädigen, hatte der Monarch demselben eine Kronsarrende, den St. Annenorden erster Klasse und in der Folge die Stellung eines Gouverneurs von Kurland verliehen.

Als solcher war Sivers im Jahre 1812 zu Folge der Besetzung seiner Provinz durch die französisch-preußische Armee nach Livland zurückgekehrt und mit der Organisation einer Landesmiliz beauftragt worden, die er selbst in Vorschlag gebracht hatte. Friedrich von Sivers war unzweifelhaft ein edler und hochherziger Mann, — aber er war ein Mensch, und außerdem der Sohn einer, mehr oder minder von den Anschauungen des aufgeklärten Despotismus beherrschten Zeit. Als Mensch schwer gekränkt und aus dem Lande, dem er unvergeßliche Dienste geleistet hatte, im Hader geschieden, durfte er als Politiker behaupten, daß das Gelingen der zur Hauptarbeit seines Lebens gewordenen agrarischen Reform in Livland ohne

die Unterstützung der Regierung niemals zu Stande gekommen wäre und daß diese Regierung das wahre Interesse des Landes richtiger und unbefangener zu beurtheilen gewußt hatte, als ein großer, vielleicht der größere Theil der berufenen Vertreter desselben! War da zu verwundern, wenn der patriotische, von enthusiastischer Dankbarkeit für seinen Kaiser erfüllte Staatsbeamte an die mit seinen ehemaligen Gegnern zu führenden Verhandlungen nicht ganz vorurtheilslos herantrat, wenn er den Verhältnissen, unter welchen das wirthschaftlich halb ruinirte Land zu den übrigen ihm durch den Krieg auferlegten schweren Lasten auch noch diejenige der neuen Volksbewaffnung tragen sollte, nicht die volle Rechnung trug, wenn er den ihm durch kaiserliches Vertrauen gewordenen Auftrag rücksichtslos durchführte? Dem Eindruck solcher Rücksichtslosigkeit und Verbitterung gegen die livländische Ritterschaft und deren Repräsentation wird sich Niemand entziehen können, der von dem Inhalte der auf diese Angelegenheit bezüglichen, im Jahre 1870 von der Zeitschrift „Russkaja Starina" veröffentlichten Berichte Kenntniß nimmt, welche Friedrich v. Sivers im Laufe des Jahres 1813 erstattete. Das wichtigste Stück derselben bildet die „Historische Darstellung der auf die Bildung der livländischen Landwehr und des livländischen Kosakenregiments bezüglichen Vorgänge", welche Sivers einem vom 28. October

1813 datirten Bericht an den Kaiser beilegte und aus der sich das Folgende ergiebt.

Acht Tage, nachdem er Mitau geräumt und sich in Begleitung der Garnison dieses Orts nach Riga begeben hatte, am 17. Juni 1812, überreichte Sivers dem Kriegs-Gouverneur General von Essen den Entwurf eines an die Ritterschaften von Liv- und Estland gerichteten Aufrufs, in welchem diese Korporationen zur Errichtung einer Landwehr aufgefordert werden. In diesem etwas überschwänglich gehaltenen Entwurf hieß es u. A. wie folgt: „Wer von uns könnte die großen Wohlthaten vergessen haben, mit welchen unser geliebter Monarch seit dem Tage, an dem er den Thron seiner Väter bestieg, unsere Provinzen beglückt hat? Binnen elf Jahren hat er uns mehr Gnaden erwiesen, als seine Vorgänger während der vorhergegangenen hundert Jahre gethan hatten; die schwedischen Beherrscher hatten uns mit unerschwinglichen Lasten überbürdet, die russischen Monarchen haben uns dieselben im Verlauf von 97 Jahren abgenommen, — der großherzige Alexander aber hat uns derselben nicht nur im vierten Jahre seiner Regierung vollständig entbunden, sondern uns Millionen entweder zu niedrigen Zinsen oder umsonst zugewendet.“ — General Essen ließ das Sivers'sche Elaborat einer Umarbeitung unterziehen, und sodann den beiden Ritterschaften übergeben, die zu außerordentlichen Landtagen einberufen wurden. Der

Kriegsverhältnisse wegen tagte der (kurz zuvor in Riga versammelt gewesene) livländische Landtag während der Augustwochen zu Dorpat (im Saale der dortigen Muße), um unter dem Vorsitz des neu erwählten Landmarschalls Baron Schoultz-Römershof zunächst die Bewilligung von „je einem Krieger von hundert Seelen“, 524 Hof- und 518 Bauer-Pferden auszusprechen. Auf das Andrängen der Regierung mußten ferner 628 Bauerpferde, sowie der Ankauf von 72 litthauischen Pferden bewilligt werden, die man dem vom Generallieutenant v. Loewis kommandirten Corps zur Verfügung stellte. — Da Sivers selbst nach Petersburg gereist war, fungirte der von ihm aus Mitau mitgenommene Polizeimeister Obrist Baron Uexküll als Empfänger der nach Ranzen (einem Sivers gehörigen Gute) Beschiedenen; im September desselben Jahres aber traf der alte Herr in Person in Wolmar ein, um sich von dem Stande der Dinge zu überzeugen. Ein Theil der Pferde und Mannschaften war bereits nach Riga abgesendet worden, was er vorfand, entsprach seinen Ansprüchen aber so wenig, daß er dem General v. Essen berichten zu müssen glaubte, „unter den Kriegern befänden sich viele untaugliche und schlecht bekleidete Leute in Sommerröcken und runden Hüten, denen es an Halstüchern, Strümpfen, theilweise sogar an Pasteln (Bauerschuhen) fehle“, — die Pferde seien meist alt und kriegsuntüchtig u. s. w. Der Landmarschall erhielt Auftrag, sofort für die Beschaffung

alles weiter Erforderlichen Sorge zu tragen, vermochte sich dieses Befehls aber nur so unvollständig zu entledigen, daß von 759 im October 1812 dem Loewis'schen Korps zukommandirten „livländischen Kosaken" nur 106 in Empfang genommen werden konnten, weil den übrigen die gehörige winterliche Bekleidung fehlte. Gleichzeitig traf ein an den Kriegs-Gouverneur gerichtetes Schreiben des (in Dorpat) residirenden Landraths von Richter ein, in welchem dieser den Umtausch der von Sivers für untauglich erklärten Mannschaften und Pferde als unausführbar ablehnte; dieselben seien im gehörigen Zustande abgeliefert, von dem Empfänger Baron Uexküll brauchbar gefunden und wahrscheinlich nur deßhalb untauglich geworden, weil man sie ungenügend verpflegt, trotz der rauhen Jahreszeit nicht unter Dach und Fach gebracht, bez. unbeaufsichtigt gelassen habe. Zu weiteren Prästationen glaube das Landraths-Kollegium weder berechtigt noch verpflichtet zu sein u. s. w. — Sivers (der dieses Schreiben in seiner historischen Darstellung „unpatriotisch und auf Lügen gegründet" nennt) antwortete mit einer außerordentlich heftig gehaltenen Gegenerklärung, welche den Herren Baron Schoulz und v. Richter ihr eigenes Besserwissen vorhielt, daran erinnerte, daß Livland im Hinblick auf seine Landwehr von einer abermaligen Rekrutirung unberührt geblieben sei und in dringendem Tone sofortige Abhilfe der früheren Beschwerden verlangte.

So lagen die Dinge, als der Kriegs-Gouverneur von Essen seiner Stellung enthoben und durch den Marchese Paulucci ersetzt wurde (24. Oct. 1812). Sivers brachte seine Klagen abermals vor, der Marquis aber ging einer Entscheidung aus dem Wege, indem er zunächst nur anordnete, daß 190 „Krieger" von der Landwehr nach Riga beordert und zur Theilnahme an den dortigen Befestigungsarbeiten verwendet werden sollten. Sivers aber ruhte nicht; in Veranlassung einer nach Uexküll unternommenen Inspectionsreise berichtete er über den traurigen Zustand und die mangelhafte Bekleidung der daselbst stationirten Mannschaften der livländischen Landwehr, denen es am Nöthigsten fehle; 21 „Krieger" und 19 Arbeiter seien aus diesem Grunde bereits davon gelaufen. In verschiedenen Veranlassungen (das eine Mal wegen zahlreicher Desertionen, ein anderes Mal wegen der Gefangennahme einer Eskadron) kam Sivers immer wieder auf den erbärmlichen Zustand und die schlechte Ausrüstung dieser von Kälte und Krankheiten decimirten Landesvertheidiger zurück: daß es Pflicht der Regierung sein könne, für die gehörige Bekleidung der unter ihren Fahnen fechtenden Leute zu sorgen, scheint weder ihm, noch dem Marquis, noch sonst Jemand in den Sinn gekommen zu sein — man that im Gegentheil, als ob allein die livländische Ritterschaft die dazu erforderlichen Mittel in Händen habe. — Als es sich Ende November um die

Beschaffung von 150 Artillerie- und 18 Train-Pferden handelte und Paulucci die Heranziehung der livländischen Pferde anordnete, wußte Sivers nicht nur zu berichten, daß von den 1748 seitens des Landes gestellten Thieren 700 bereits gefallen oder untauglich geworden seien, sondern er fügte hinzu, daß die von den Höfen gestellten Pferde bloße Bauernpferde gewesen seien, die für die Artillerie niemals etwas getaugt hätten; eine von dem Marquis erlassene Ordre, 800 Krieger zu einem Kosakenregimente zu formiren und die übrigen zu entlassen, wurde mit einem Hinweise darauf beantwortet, daß 800 brauchbare Leute überhaupt nicht vorhanden seien und daß es der vorhandenen Mannschaft nicht nur an der gehörigen Ausrüstung und Bekleidung, sondern auch an Mundvorrath fehle, — eine Bemerkung, welche der Marquis mit der Erinnerung daran beantwortete, „daß seitens der Krone den Mannschaften des livländischen Kosakenregiments Branntwein und Fleischrationen erst nach ihrer Verwendung im activen Dienste bewilligt werden könnten.“

Anfang December kehrte Sivers in das am 8./20. desselben Monats von York geräumte Mitau zurück, um seine durch die preußische Besetzung unterbrochen gewesene Thätigkeit als Gouverneur von Kurland wieder aufzunehmen, — der ärgerliche Handel aber war noch nicht zu Ende. Die „livländischen Kosaken“ waren in der Umgegend von Mitau einquartiert worden und daran nahm Sivers

10*

Veranlassung, über die schlechte Ausrüstung derselben zu berichten, jede Verantwortlichkeit für die ferneren Geschicke der „Krieger" abzulehnen und darauf zu dringen, daß die livländische Ritterschaft zur Neuequipirung derselben angehalten werde. Dieser selbe Antrag wurde im Verlauf der ersten Wochen des Jahres 1813 noch vier Male wiederholt und sodann zur Zusammenstellung der an den Kaiser gerichteten „historischen Darstellung" geschritten, welcher die vorstehend erörterten Daten entnommen sind. In dem begleitenden, ziemlich aggressiv gehaltenen Berichte wird u. A. hervorgehoben, daß statt des einen Kosakenregiments eigentlich mehrere hätten gestellt werden sollen, daß viele dieser Leute zufolge ihrer schlechten Bekleidung umgekommen, andere desertirt seien und daß er (Sivers) das Kosakenregiment vier Wochen lang auf eigene Kosten erhalten, seinen Gehalt und die Erträge seiner Arrende dabei zugesetzt und erhebliche Schulden contrahirt habe.

Die hier in Kürze berichteten Thatsachen im Einzelnen festzustellen und zu beleuchten, mag der archivalischen Forschung überlassen bleiben. Ich glaube nicht, daß dieselbe zu einem andern Resultat gelangen wird, als der Meinung, daß die von Sivers angerathene Formirung einer „Landwehr" ein von vorn herein unpraktisches Unternehmen war, dessen Scheitern in der Natur der Verhältnisse lag. Eine Elite von Menschen

und Thieren ist es sicher nicht gewesen, die im August des Jahres 1812 Herrn v. Uexküll überliefert wurde und Sivers' Beschwerden über die mangelhafte Beschaffenheit und Ausrüstung derselben haben die Präsumtion der Wahrscheinlichkeit entschieden auf ihrer Seite. Wo aber sollten in dem verarmten, durch fortwährende Kriege, Rekrutenaushebungen, Handelsstockungen und Ausfuhrverbote und durch die Entwerthung der Valuta halb ruinirten Lande die Mittel zur Bildung einer kriegstüchtigen Miliz herkommen und wer wollte es der Ritterschaft verargen, wenn sie sich dagegen sträubte, die ihr abgerungenen Menschen und Pferde auch noch neu zu equipiren und zu ernähren? Mehr als man hatte, vermochte man nicht zu geben und Sivers hätte sich bei einiger Billigkeit selbst sagen können, daß er mit seinem Vorschlage einen Mißgriff begangen habe, dessen Folgen mindestens zur Hälfte auf ihn selbst zurückführen. Seinem Herzen macht es alle Ehre, daß er seine frierenden und hungernden Landsleute wochenlang auf eigene Kosten erhielt, — sein politisches Urtheil aber bewegte sich in einer falschen Richtung, als er der Ritterschaft wegen ihrer Weigerung, dem Lande weitere Lasten aufzulegen und die bäuerlichen Arbeitskräfte im Herbste des Kriegsjahres nochmals zu decimiren, den Vorwurf unpatriotischer Gesinnung machte. Kein Zweifel, daß die Landesrepräsentation nicht eben großmüthig gegen die „livländischen

Kosaken" verfuhr, — solche Großmuth wäre aber nur auf Kosten desselben Bauernstandes möglich gewesen, den auch Sivers in Schutz genommen sehen wollte, denn das Vermögen des Adels bestand ausschließlich in dessen leibeigenen Hintersassenschaften und dem Wenigen, was diesen geblieben war.

Offenbar haben auch Marquis Paulucci und der Kaiser selbst die Sache so angesehen. Der Erstere — dessen Sache zarte Rücksichtnahme sonst nicht zu sein pflegte und der gern durch patriotischen Eifer glänzte — vermied es, auf die Ritterschaft einen eigentlichen Druck zu üben; Alexander I. aber ließ unter den Sivers'schen Bericht vom 28. October 1813 die folgende Resolution setzen:

„Von dieser Sache ist am 13. December Kenntniß genommen und Allerhöchst befohlen worden, dieselbe ruhen zu lassen."

XIII.

Die Verbrennung der Rigaer Vorstädte (1812).

Daß das Gedächtniß an die livländische Landwehr diesen Versuch zur Improvisation einer Volkswehr nicht überlebt hat, dürfte wesentlich darauf zurückzuführen sein, daß die Bevölkerung Riga's und Livlands während der Sommermonate des Jahres 1812 ausschließlich auf die Kriegsereignisse und auf den stündlich erwarteten Uebergang des Feindes über die Düna gerichtet war. — An einem lauen Sommerabende (es muß der Abend des 7. oder des 8. Juli gewesen sein) verbreitete sich die Nachricht von einem zwischen Ekau und Keckau entbrannten Gefechte. Ein guter Bekannter lud meinen Großvater ein, ihn auf die höchste Gallerie des Petrithurmes zu begleiten, von wo aus man mit Hilfe eines Fernrohres die Bewegungen der in der Richtung auf St. Olai retirirenden

Truppen des Loewis'schen Korps beobachten konnte. Einige Tage später wurden dreihundert Preußen eingebracht, die man bei Ekau — wo die Preußen Sieger geblieben waren — zu Gefangenen gemacht hatte. „Die Kerls sahen nicht wie Gefangene, sondern im Gegentheil, seelenvergnügt aus, denn die russischen „Feinde" waren den Meisten von ihnen sehr viel lieber, als die französischen oder rheinbündlerischen Freunde." Befanden sich unter den in Riga garnisonirenden Offizieren doch verschiedene preußische Patrioten, die aus Haß gegen den Franzosenkaiser russische Dienste genommen und sich der peinlichen Nothwendigkeit gefügt hatten, gegen ihre eigenen Landsleute zu fechten *). — Die Niederbrennung eines Theils der (zu jener Zeit ziemlich unbedeutenden) Mitauer Vorstadt war ein Ereigniß, auf welches man sich längst gefaßt gemacht hatte — allgemein aber war die Spannung darauf gerichtet, was aus der Petersburger und Moskauer Vorstadt werden, ob das Erscheinen des Feindes auf dem rechten Dünaufer eintreten und ob dasselbe wirklich das Signal zur Niederbrennung dieser wichtigen und ausgedehnten Stadttheile geben werde.

---

*) Außer dem bekannten, der Person Essen's attachirten Obristlieutenant Thielemann, gehörte auch der später preußische Feldmarschall Graf zu Dohna (der sich als russischer Offizier v. Norden nannte und an dem Abschluß der Tauroggener Convention vom 18./30. December 1812 theilnahm) hierher.

Zur Signatur der modernen Geschichtschreibung gehört es bekanntlich, daß dieselbe zeitgenössischen Beurtheilungen historischer Ereignisse alle Bedeutung abspricht und den juristischen Grundsatz „quod non in actis, non in mundo“ auch in geschichtlicher Rücksicht zu unbedingter Anwendung zu bringen versucht. Dieser Tendenz entsprechend, haben neuere Forscher nicht nur die von den Zeitgenossen einstimmig verurtheilte Verbrennung der auf dem rechten Dünaufer belegenen Vorstädte, sondern auch die Methode zu rechtfertigen versucht, nach welcher dieses Zerstörungswerk in Ausführung gebracht worden ist. Die Gründlichkeit, mit welcher die Herren sich die Revision und Sichtung der auf uns gekommenen Berichte über die Rigaer Ereignisse des Juli 1812 haben angelegen sein lassen, verdient schon wegen der zahlreichen, bei dieser Gelegenheit an's Licht gezogenen neuen Thatsachen Dank und Anerkennung: daß eine wirkliche Rehabilitation des von General von Essen beobachteten Verfahrens jemals gelingen könne, muß indessen bestritten werden. Abgesehen davon, daß die Glaubwürdigkeit zur Erreichung ganz bestimmter Absichten angefertigter officieller Actenstücke jener Zeit, von Landes- und Zeitkundigen schwerlich für eine unbedingte angesehen werden wird und daß das ungünstige Urtheil, welches alle Genossen der sog. Belagerungszeit über den Charakter Essens gefällt haben, durch den Ausgang dieses

unglücklichen Mannes bestätigt worden ist, — fehlen auf die wichtigsten der für die Vertheidigung in Betracht kommenden Fragen alle Antworten: daß es kein blinder Lärm gewesen sei, der den verhängnißvollen Befehl vom 11. Juli veranlaßte, ist wohl behauptet, aber nicht bewiesen worden. Wenn man einräumt, „daß der Feind nicht kam", wo man ihn über die Düna gesetzt und im Anzuge glaubte, so sagt man damit implicite, daß die Inbrandsteckung der Moskauer und der Petersburger Vorstadt am 11. Juli ebenso gut hätte unterlassen werden können, wie das am 9. geschehen, wo sie bereits in Frage gekommen war. — Weiter wird die Angabe, nach welcher die falsche Nachricht von der Ueberschreitung der Düna durch einen kurländischen Edelmann überbracht worden, als „Geschichtchen" behandelt, weil die „Acten" von diesem Zwischenfall Nichts wissen. Thatsache ist, daß ein solcher herangesprengter Edelmann gesehen und zwar auf dem Wege zum Schloß gesehen worden ist, in welchem Herr v. Essen residirte, — daß ex post aber alle Betheiligten ein Interesse daran hatten, den Urheber dieser Tatarenbotschaft von 1812, wenn nicht aus der Welt, so doch aus den Acten verschwinden zu lassen. Endlich wird für die Thatsache, daß während des Brandes die Thore geschlossen und daß die geängstigten obdachlosen Abgebrannten die Nacht über auf der Esplanade gelassen wurden, keine andere Erkärung als die Berufung auf

den Befehl Essen's gegeben. Die Widersinnigkeit und Barbarei dieses Befehls aber erscheint als eine vollendete, wenn man in Betracht zieht, daß die Ausgesperrten in der Folge doch in die Stadt gelassen wurden, daß mithin der einzige stichhaltige Grund (die Rücksicht auf die Unthunlichkeit einer plötzlichen Vermehrung der Bevölkerung der inneren Stadt) nicht in Betracht kommt! Und selbst wenn man all' diese Thatsachen unberücksichtigt lassen, alle Zeitgenossen für befangen und parteiisch halten wollte, bliebe übrig, daß das härteste Urtheil über den Rigaer Kriegsgouverneur von 1812 von Kaiser Alexander I. und — Herrn v. Essen selbst gefällt worden ist: durch den ersteren, indem er den Ostseeprovinzen drei Monate nach der Verbrennung der Rigaer Vorstädte in der Person des Marquis Paulucci einen neuen Oberbefehlshaber gab, durch den letzteren, indem derselbe sich genau ein Jahr nach der Katastrophe in dem Badeorte Baldohn erschoß. Beide Thatsachen wären unbegreiflich, wenn die Dinge wirklich so correct verlaufen wären, wie behauptet wird. Wäre das geschehen und wäre methodisch, nach einem bestimmten, rationell vorbereiteten und durchgeführten Plane verfahren worden, so hätte der Kaiser seinen Beamten niemals desavouirt, — ein Desaveu aber hat die am 24. October 1812 erfolgte Entlassung Essen's nach dessen eigener Auffassung bedeutet. Außerdem aber

liegt die Erwägung nahe, daß Riga's patriotische Bürger sich in das Unabänderliche zu finden gewußt, Klagen und Recriminationen gespart hätten, wenn der Vertreter der höchsten Staatsgewalt die ihm auferlegte Aufgabe mit imponirender Würde und Ruhe gelöst, die einmal unvermeidlichen Opfer auf ein möglichst geringes Maß herabzudrücken verstanden hätte. Wenn man Herrn von Essen in der Folge zu viel gethan und Jahrzehnte lang geglaubt hat, dieser Herr habe aus Liebedienerei Tausende riga'scher Bürger ruinirt, so hat er sich das der Hauptsache nach selbst zuzuschreiben gehabt. Männern in der Stellung Essen's vergiebt man Alles eher, als Kopflosigkeiten und Ueberstürzungen: diese aber sind nach der übereinstimmenden Meinung Aller, die den Kriegsgouverneur von 1812 amtiren sahen, vor, während und nach dem 11. Juli begangen worden. Daß Mit- und Nachwelt in der Art seines Todes eine Bestätigung ihres Urtheils sahen, kann ihnen ebenso wenig verübelt werden, wie die Meinung, daß Alexander I. den im October 1812 stattgehabten Wechsel im Obercommando über Riga nicht ohne zwingende Gründe angeordnet habe. Die Befehlshaber belagerter Festungen (und als solche wurde Riga ja behandelt) pflegen Herrscher von der geistigen Bedeutung Alexanders I. nicht ohne Noth zu wechseln.

Wenn mein Großvater auf das Kapitel von der sog. Belagerung Riga's zu reden kam, so wurde er

wärmer und lebhafter, als das sonst seine Art war. Die Befestigung Riga's war, seiner Meinung nach, bereits vor hundert Jahren zwecklos und zu einer Last geworden, mit welcher Krone und Stadt sich überflüssiger und schädlicher Weise schleppten. Er pflegte zu erzählen, schon in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts habe ein in russische Dienste getretener holländischer Ingenieur, General v. Witten, sich in diesem Sinne ausgesprochen, die ihm aufgetragenen neuen Befestigungsarbeiten nur widerwillig ausgeführt und der Kaiserin Katharina auf ihre Frage: „Nun, mein lieber Witten, wenn die Schweden unser Riga belagern sollten, würde es sich doch wohl drei Monate halten", in seiner halb-niederländischen Sprachweise zur Antwort gegeben: „Nit dri Dage, Ihro Majestät."

Keiner der von ihm erlebten Reformen der fünfziger Jahre wandte der am Rande des Grabes stehende Greis so lebhaften Antheil zu, wie der Niederlegung der ihm von je verhaßt gewesenen Wälle, welche nicht nur die Hauptschuld an der Katastrophe von 1812 getragen, sondern die Entwickelung der Stadt um ein Jahrhundert gehemmt hatten. Er hielt mit der Meinung nicht zurück, der Conservirung der Rigaer Befestigungen hätten wesentlich gewinnsüchtige Motive der mit der Verwaltung der Fortificationen und Wälle betrauten Militärbeamten zu Grunde gelegen, welche die mit der

Commandantur verbundenen fetten Posten und die Gelegenheit zu „Geschäften", welche sich mit Reparaturbauten, Lieferungen, Heuverkäufen u. s. w. machen ließen, nicht aus den Händen geben gewollt. — Ueber den General von Essen (den er persönlich gekannt) urtheilte mein Großvater gerade so ungünstig, wie seine Freunde und Zeitgenossen K. L. Grave, Hans Schwartz u. s. w. Mehr wie ein Mal habe ich ihn sagen hören, der General sei ein eitler, haltloser Narr gewesen, der sich dem Kaiser gegenüber wichtig machen gewollt, und der „Belagerungszustand gespielt habe", um dadurch zu Rang und Orden zu kommen; es habe ihm jedes administrative Talent, jede Fähigkeit zu planvollem Handeln gefehlt und er sei in allen Stücken das Gegentheil des „Marquis" gewesen, der bei aller gelegentlichen Härte und Rücksichtslosigkeit stets bewiesen habe, daß wahrhaft bedeutende Männer das Wohl ihrer Mitmenschen nie ohne Grund außer Augen setzten und daß sie ihnen etwa fehlende moralische Eigenschaften durch überlegene Intelligenz auszugleichen wüßten.

„In Allem, was der Marquis that, war Methode und das ist bei hochgestellten Beamten immer die Hauptsache! So leidenschaftlich und gewaltthätig er auch sein konnte, — er ließ mit sich reden, er verschloß sich nie gegen vernünftige Gründe und er wußte immer, was

er wollte*)." — Ueber die folgenden Ereignisse theile ich mit, was mir aus den wiederholten Erzählungen meines Großvaters im Gedächtniß geblieben ist.

Am Nachmittage des 11. Juli 1812 stand mein Großvater vor der Thür seines an der großen Sandstraße

*) Paulucci's livländische Popularität beruhte wesentlich darauf, daß er trotz seiner bedingungslosen Gefügigkeit gegen den Kaiser den Petersburger Behörden gegenüber die Interessen seines Verwaltungs-Bezirks rücksichtslos und unerschrocken vertrat. Daß dabei eine starke Dosis von Souveränitäts-Dünkel mit unterlief, erhellt mit besonderer Deutlichkeit aus dem Verweise, den er sich im Jahre 1814 dadurch zuzog, daß er einen Ministerialbeamten, der ohne vorgängige Anzeige bei ihm, dem General-Gouverneur, directe Anordnungen in Riga getroffen hatte, verhaften ließ. Das höchst charakteristische Schreiben, welches der Kaiser in dieser Veranlassung an seinen Günstling richtete, trägt das Datum des 11. März 1814 und lautet wie folgt:

„Es ist zu meiner Kenntniß gebracht worden, daß ein von dem Minister des Innern abgesendeter Beamter, der die für die Durchreise der Kaiserin Elisabeth Alexejewna nöthigen Posteinrichtungen treffen sollte, von Ihnen auf die Hauptwache geschickt worden ist (wörtlich: unter Wache gesetzt worden ist) und daß Sie öffentlich erklärt haben, daß kein Minister wagen solle, in Ihre Provinz Beamte abzusenden.

Ich finde, daß ein solches Vorgehen für den Dienst unpassend und der von mir festgesetzten Ordnung zuwiderlaufend ist, zumal die Entsendung des erwähnten Beamten ohne alle Beziehung auf die amtliche Stellung des Riga'schen Kriegs-Gouverneurs war und den Regeln der Postverwaltung entsprach, die in sämmtlichen Gouvernements unter der Leitung des Ministers des Innern steht. — Außerdem muß ich Ihnen bemerken, daß Ihr Verfahren auch die Gerechtigkeit verletzte. Was hatte der subordinirte Beamte denn verbrochen, der lediglich den Vorschriften seiner Vorgesetzten nachkam?"

belegenen Hauses, als er lautes Pferdegetrappel vernahm. Von der Sandpforte her kamen mit verhängtem Zügel drei Reiter herangaloppirt, die an der Ecke der Schloßstraße verschwanden und in athemloser Jagd („daß die Funken stoben") dem Schlosse zueilten. Diese Reiter, ein herrschaftlich gekleideter Mann und zwei Buschwächter, sollen dem mit seinen Offizieren bei Tafel sitzenden Kriegsgouverneur v. Essen die verhängnißvolle (in der Folge als irrthümlich festgestellte) Kunde gebracht haben, daß eine Abtheilung preußischer Truppen über die Düna zu setzen im Begriff sei. Was diese Boten sonst berichtet hatten, blieb unbekannt; auf ihre Veranlassung und auf das Andrängen des in russische Dienste getretenen preußischen Oberstlieutenants v. Thielemann wurde (wie der Erzähler auf Grund ihm gewordener Mittheilungen hinzufügte) eine Stunde später die Ordre zu sofortiger Inbrandsteckung der Petersburger und der Moskauer Vorstadt ertheilt.

Weiter erzählte mein Großvater, daß diese Ordre mit einer Hast ausgeführt worden sei, welche den betroffenen Einwohnern die Rettung ihrer beweglichen Habe unmöglich machte, daß zahlreiche Leute von der getroffenen Anordnung erst Kunde erhielten, als ihre Häuser bereits in Flammen standen (die in dem Clublocal der in der Petersburger Vorstadt belegenen Gesellschaft „Euphonie" anwesenden Mitglieder wurden durch den Wiederschein der Flammen von ihren Kartentischen aufgeschreckt), daß

das Feuer mit rasender Geschwindigkeit um sich griff, daß die Thore der inneren Stadt geschlossen und die Abgebrannten bis in die Nacht hinein auf der Esplanade zu verweilen genöthigt wurden. Mein Großvater sah dem furchtbaren, die ganze Nacht und die folgenden Tage andauernden Schauspiel von einem Bodenfenster seines Hauses zu; als das größte Haus der St. Petersburger Vorstadt (das Gebäude der sogenannten Sommergesellschaft) aufbrannte, zündete er, der als Actionär dieses im Eigenthum der Musse befindlichen Gebäudes, einige hundert Rubel an dasselbe gewendet hatte, mit seinem werthlos gewordenen Actienschein eine Pfeife Tabak an! — Die folgenden Tage vergingen in einer Noth und Verwirrung, die um so größer und peinlicher war, als man bereits Morgens nach der Katastrophe wußte, daß die Meldung des übereifrigen Försters und seiner Begleiter auf einem blinden Lärm beruht hatte, daß die Preußen ihre Quartiere gar nicht verlassen hatten und daß die Furcht vor einem Ueberfall oder einer Belagerung der Stadt unbegründet gewesen sei. — Nachdem die Abgebrannten bei ihren städtischen Mitbürgern untergebracht und sonstige Vorkehrungen zur Linderung der plötzlich ausgebrochenen Verlegenheit getroffen worden waren, stellte sich heraus, daß die Ruinen der abgebrannten Stadttheile zu Schlupfwinkeln eines zusammengelaufenen Gesindels geworden waren, welches die Sicherheit der Stadt und ihrer

Umgegend auf das Schlimmste gefährdete. Um Abhilfe zu schaffen, trat eine größere Anzahl von städtischen Pferdebesitzern zusammen, welche eine berittene Sicherheitswache bildeten und (mit über den Ueberrock geschnalltem Pallasch) Nachts durch die Straßen der Ruinenstadt zogen, um auf Ordnung zu sehen. — Zum Beweise für die Ersprießlichkeit dieser Maßregel pflegte mein Großvater den nachstehenden, selbst erlebten Vorgang zu erzählen.

„Als wir eines Abends unseren gewohnten Umzug hielten, bemerkten wir, daß in einer auf dem Fundament eines abgebrannten Hauses erbauten leichten Holzbaracke zu später Stunde noch Licht brenne. Unser Anführer beorderte mich und zwei andere Reiter in die Baracke zu gehen und daselbst Visitation zu halten. Wer beschreibt unseren Schrecken, als wir in dem leichten Bau vier Soldaten dasitzen sahen, die bei dem schwachen Schimmer einer offenen, entsetzlich qualmenden Talgkerze Patronen fabricirten, einen Theil ihres ziemlich ansehnlichen Pulvervorraths unbedeckt auf den Tisch und Fußboden geschüttet hatten und unsere Bestürzung über ihr Treiben schlechterdings nicht zu verstehen vermochten. Einer meiner Begleiter hatte die Geistesgegenwart, die gefährliche Kerze sofort mit einem Tuch zu bedecken und auszulöschen — wir anderen riefen die Kameraden herbei, packten die Soldaten und zwangen die thörichten, nichts ahnenden Leute

uns zur Hauptwache zu folgen, wo sie in Gewahrsam genommen wurden."

„Ruhe, Ordnung und Vertrauen", so schloß der alte Herr seine Berichte über das denkwürdige Jahr 1812, „kehrten erst wieder, als Essen abberufen und durch den Marquis ersetzt wurde." Und dann erging er sich im Lobe des geistreichen Administrators, der während der folgenden fünfzehn Jahre über Riga gewaltet hatte, dem die Vorbereitungen der berühmten Convention von Tauroggen zu danken gewesen waren, der nach der Rückkehr von seinem Memeler Siegeszuge den Wiederaufbau der Vorstädte in die Hand genommen, mit der ihm eigenen Energie durchgeführt und in der Folge so zahlreiche Maßregeln zum Wohl der ihm anvertrauten Provinzen getroffen hatte, daß er trotz seiner despotischen Neigungen und trotz seiner Gleichgiltigkeit gegen das formale Recht zum populärsten baltischen Generalgouverneur der gesammten älteren Zeit wurde.

Personen, die bis in die vierziger Jahre zurückzudenken vermögen, werden mir bezeugen, daß die Popularität des „Marquis" (der Name dieses merkwürdigen Mannes braucht, denke ich, auch heute nicht besonders genannt zu werden), noch fortlebte, als der Träger derselben längst in seine italienische Heimath zurückgekehrt, seine Zeit spurlos verrauscht war! Lebhaft erinnere ich mich des Eindrucks, den die Kunde von dem am 13. (25.)

Januar 1849 erfolgten Ableben des als Generalgouverneur von Genua verstorbenen dereinstigen Riga'schen Kriegs- und Generalgouverneurs auf alle damals lebenden älteren Leute machte: der seitdem längst (1865) verstorbene wirkl. Staatsrath v. Doppelmayr *) hatte diese Nachricht durch eine in der „Rig. Ztg." erlassene Anzeige zur Kenntniß der zahlreichen Anhänger und Freunde gebracht, die der Marquis bei seinem Scheiden aus Riga (1830) zurückgelassen hatte.

---

*) Herr v. Doppelmayr (der dem Marquis besonders nahe gestanden) war im Jahre 1812 dessen erster Secretär. Er und der 1848 verstorbene, damals in der Kanzlei des Generalgouvernements beschäftigte kurländische Regierungsrath Georg Baron Fölkersahm (von 1813 bis 1829 Kanzleidirector des Generalgouvernements, von 1829 bis 1847 Civilgouverneur von Livland) gehörten zu den wenigen Mitwissern der mit York gepflogenen geheimen Correspondenz des Marquis, den sie in der Folge nach Memel begleiteten.

Epilog.

Was die vorliegenden Blätter zu berichten gehabt, ist nicht den Erinnerungen an einen einzelnen Mann, sondern der Erinnerung an Zustände und Vorgänge unserer vaterländischen Vergangenheit gewidmet gewesen. Auch in der Folge wird der Memoirenschreiber den eigenen Lebensgang nur zum Faden dessen machen, was er von zeitgenössischer Geschichte seiner nächsten Umgebung berichten zu können glaubt. Wem das Leben vornehmlich das bedeutet, was sein Land und was die Freunde erlebt haben, in denen er die Welt sieht, für den kommt die eigene Geschichte nur als ein Theil seiner Heimathsgeschichte in Betracht. Aus den Erlebnissen der Einzelnen aber setzen sich die Geschicke der Gesammtheit zusammen: nur wenn er an diesem Gesichtspunkt festhält, darf der Einzelne, der ein Einzelner geblieben, das Recht in Anspruch nehmen, von sich selbst zu reden.

Die Lücken der Erzählungen, die in dieses Buch aufgezeichnet worden, habe ich aus zeitgenössischen Darstellungen zu ergänzen versucht, um auf solche Weise einen zusammenhängenden Bericht herzustellen. Dieser Bericht schließt mit dem Jahre 1812. Obgleich mein Großvater die „Belagerung von Riga“ um mehr als vier Jahrzehnte überlebt und erst zu Anfang der dreißiger Jahre dem öffentlichen Leben den Rücken gewandt hatte, ließ er sich auf Mittheilungen, welche die spätere Zeit betrafen, nur ausnahmsweise ein. Etwa die Aufhebung der Leibeigenschaft ausgenommen, berührte er in seinen abendlichen Mittheilungen die Geschichte der letzten Decennien seines Lebens so gut wie niemals: was auf diesen Zeitraum Bezug hat, habe ich aus gedruckten und ungedruckten Zeugnissen sammeln müssen, um die eigene, mir erst um die Mitte der vierziger Jahre zum Bewußtsein gekommene Existenz mit dem Boden in Zusammenhang zu bringen, auf dem unser Geschlecht steht.

Dieser Umstand wird den auf den folgenden Blättern unternommenen Versuch einer leicht gezimmerten Brücke, zwischen dem Endpunkt der „Erzählungen meines Großvaters“ und dem Anfangspunkt meiner eigenen Erzählung, gerechtfertigt erscheinen lassen. In übersichtlicher Kürze, eigentlich nur in Ueberschriften sollen die livländischen Hauptereignisse namhaft gemacht werden, die zwischen den Tagen der Freiheitskriege und der Epoche liegen, von welcher die heute lebende Generation die bestimmenden

Eindrücke empfangen hat. Gehört doch nahezu Alles, was die Signatur der heutigen Lage Liv-, Est- und Kurlands bildet, dem Zeitalter an, das zwischen den Kriegen des ersten Napoleon und den großen europäischen Umwälzungen der jüngsten Vergangenheit sein Dasein hinspann. Hierher gehören:

Die Aufhebung der Leibeigenschaft, die in Estland 1816, in Kurland 1817, in Livland und Oesel 1818 verkündigt wurde.

Der Erlaß eines neuen Statuts für die Universität Dorpat vom Jahre 1820, durch welches die im Jahre 1817 verbesserten Gehalte der Professoren etatisirt, die Rechte des Conseils auf eine feste Grundlage gestellt und die Zahl der Ordinarien auf dreißig erhöht wurde.

Die Begründung der Lehr- und Erziehungs-Anstalt zu Birkenruhe im Jahre 1825 durch Albert Hollander.

Der Tod des General-Superintendenten Dr. Karl Gottlob Sonntag († 1827), der seit dem Jahre 1803 die livländische Kirchenverwaltung in patriotischem, wahrhaft freisinnigem Geiste geleitet und dem livländischen Bildungsfortschritt als Kanzelredner, Lehrer und Schriftsteller unvergleichliche Dienste geleistet hatte.

(Sonntag's Nachfolger waren:

K. E. Berg 1827—1833,

R. v. Klot 1833—1855,

Dr. Ferdinand Walter 1855—1864,

P. Carlblom (stellv.) 1864—1865,
Dr. A. Christiani 1865—1881,
H. Girgensohn seit 1881.)

1829 der Rücktritt des Kurators des Dorpater Lehrbezirks Fürsten Lieven, der 1817 an die Stelle Klinger's getreten war.

(Das Amt des Dorpater Kurators haben seitdem verwaltet:

Baron Pahlen 1829—1836 (von 1830—1836 zugleich Generalgouverneur der Ostseeprovinzen),
General v. Crafftström 1836—1854, während der traurigsten Periode der Dorpater Universitätsgeschichte,
Geheimrath v. Bradke 1854—1862, dem Universität und Studentenschaft ihre Erneuerung verdanken,
Graf Alex. Keyserlingk 1862—1869,
w. Staatsrath Gervais,
w. Staatsrath Saburow,
Baron Stackelberg.)

1830, 5. Januar verläßt der Marquis Paulucci Riga. An seine Stelle tritt der Kurator des Dorpater Lehrbezirks Baron v. d. Pahlen in das Amt eines Generalgouverneurs von Liv-, Est- und Kurland.

1832 wird die lettische Zeitung „Latweeschu Awises" begründet.

1832 wird das Gesetz für die evangelisch-lutherische Kirche Rußlands erlassen und auf die Ostseeprovinzen Liv-, Est- und Kurland ausgedehnt, die bis dahin der Stellung ihrer Landeskirche entsprechende eigene Kirchenordnungen besessen hatten und deren kirchliche Verhältnisse erst von diesem Zeitpunkte an nach reichsrechtlichen Grundsätzen beurtheilt wurden.

1833 wird die Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen begründet.

1836 findet die Feier des ersten Rigaer Musikfestes statt. In demselben Jahre wird durch Ukas vom 29. Juli 1836 ein Vicariat der griechisch-orthodoxen Eparchie Pleskau in Riga begründet und durch dasselbe die Einrichtung eines griechisch-orthodoxen Erzbisthums für Liv- und Kurland vorbereitet.

— Begründung der Wochenschrift „Das Inland" (eingegangen im Jahre 1863).

1838 Begründung der „Mittheilungen für die evangelisch-lutherische Kirche Rußlands".

1840 Niedersetzung einer Commission zur allendlichen Redaction des baltischen Provinzialgesetzbuchs.

1841 wird das Recht der Bürgerlichen zur Pfändung livländischer Rittergüter, von zehn Jahren auf drei Jahre (mit dreimaliger Erneuerung) beschränkt und dadurch der Grund zu einem tiefgehenden ständischen Gegensatz gelegt.

1841 wird der Bischof von Starizk Irinarch als griechisch-orthodoxer Bischof nach Riga versetzt. Ausbruch der durch zwei aufeinander folgende Mißernten veranlaßten bäuerlichen Siltesemme-Bewegung (Verlangen zur Versetzung nach Südrußland), die der neue griechisch-orthodoxe Bischof zu Conversionsversuchen im Interesse seiner Kirche ausbeutet. Durch Anwendung strenger Repressionsmaßregeln wird diese Bewegung zeitweilig gehemmt, der Bischof Irinarch wegen Förderung derselben am 12. October seiner Stellung enthoben und nach Pleskau versetzt. An seine Stelle tritt im December desselben Jahres der Bischof Philaret (Gumilewski), der das begonnene Werk der Conversion des livländischen Landvolks nach längerer planvoller Vorbereitung einige Jahre später neu in die Hand nimmt.

1842 am 21. November wird der bisherige Rector der Dorpater Universität und Professor der praktischen Theologie Dr. Karl Christian Ulmann wegen einer ihm von der Studentenschaft bereiteten patriotischen Ovation entsetzt und aus Dorpat entfernt. Sein Geschick theilen der Decan der Juristenfacultät v. Bunge und der Rector Volckmann; Prof. v. Madai legt freiwillig sein Amt nieder und verläßt Dorpat.

— Begründung der Schmidt'schen Lehr- und Erziehungs-Anstalt zu Fellin.

1842 Begründung des Kurländischen Volksschullehrer-Seminars zu Irmerlau.

1843 In St. Petersburg wird eine Commission niedergesetzt, welche die Eventualität einer Auflösung der Universität Dorpat berathen soll, sich indessen durch ein vom 22. April datirtes Gutachten gegen diese Maßregel ausspricht.

1845 am 25. März wird der General der Infanterie E. Golowin an Stelle des Baron v. d. Pahlen zum Generalgouverneur der Ostseeprovinzen ernannt.

— Einführung von russischem Maaß und Gewicht.

— Beginn erneuter Conversionen unter dem livländischen Landvolk, die dieses Mal in großem Styl und unter dem Schutz des Generalgouvernements unternommen werden. Nachdem dem Bischof Philaret durch den Synod die Erlaubniß zur Abhaltung griechisch-orthodoxer Gottesdienste in lettischer und estnischer Sprache und durch ein vom 7. August desselben Jahres datirtes Schreiben der Segen des Metropoliten von Moskau ertheilt worden, durchzieht eine sogenannte fliegende Kirche Livland, um die durch Versprechungen der verschiedensten Art in Bewegung gesetzten Massen an sich zu fesseln. Es wird der Bau zahlreicher neuer griechisch-orthodoxer Kirchen in Livland beschlossen. Im Jahre 1844 hatte die Zahl sämmtlicher dem „Vicar für Liv- und

Kurland" unterstellten Kirchen nach dessen eigener Angabe fünfundzwanzig mit 20,686 Gläubigen betragen — im Jahre 1848 gab es 98 griechisch-orthodoxe Gemeinden, denen 138,416 Personen angehörten. Bis zum Jahre 1846 hatte Philaret 33 neue Gemeinden eröffnet und sich 225,196 Rubel für die Erbauung von 25 kirchlichen Gebäuden von der Staatsregierung bewilligen lassen.

1845 am 1. Juli werden die beiden ersten Bände des Provinzialgesetzbuchs (Th. 1 Behördenverfassung, Th. 2 Ständerecht) durch einen kaiserlichen Ukas bestätigt. Art. 2 des 1. Th. bestimmt, daß in allen durch dieses Gesetzbuch nicht vorgesehenen Fällen „die Wirkung der allgemeinen Gesetze des Reiches auch in diesen Gouvernements und Provinzen volle Kraft behalten solle". Der Art. 876 schließt die (seit dem Jahre 1841 auf dreijährige Pfändungen beschränkten) Bürgerlichen Livlands von dem Rechte zum Erwerb von Rittergütern allendlich aus, indem er gleichzeitig das Vorkaufsrecht der immatriculirten Edelleute bestätigt.

— Eine von dem Staatsrath Chanykow und dem Collegienrath Adolf Baron Stackelberg geleitete Commission zur Prüfung (Revision) der Verwaltung der livländischen Städte trifft in Riga ein, um einen systematischen, durch ein umfassendes Spionirsystem

unterstützten Krieg gegen die städtische Verwaltung zu eröffnen, in welchem der ehemalige Bürgermeister Timm auf die Seite der Feinde seiner Vaterstadt tritt.

1845 Publication der von dem livländischen Ritterschafts-Convent beschlossenen sogenannten „77 Punkte“, durch welche eine vorläufige, auf Grund der schwedischen Wackenbücher normirte Abgrenzung der bäuerlichen Gehorchsleistungen in's Werk gerichtet wird.

1846 Fortdauer der Agitation für Ueberführung der lutherischen Bauern Livlands zur griechisch-orthodoxen Kirche.

— Entsendung einer Ritterschafts-Deputation nach St. Petersburg und Publication einer von dem Thronfolger (für den abwesenden Kaiser) erlassenen Verordnung, welche für diejenigen Lutheraner Livlands, die zur griechisch-orthodoxen Kirche übertreten wollen, eine vorläufige Anschreibung mit folgender sechsmonatlicher Bedenk- und sechswöchentlicher Lehrzeit vorschreibt.

1847 Der livländische Civilgouverneur Georg Baron Fölkersahm wird seiner Stellung enthoben und durch den wirklichen Staatsrath v. Essen ersetzt.

1848 am 1. Januar wird an Stelle des General Golowin der Fürst A. A. Suworow zum Generalgouverneur der Ostseeprovinzen ernannt und damit ein neuer Abschnitt in der Geschichte derselben begonnen.

1848 Nachdem die Conversionsbewegung in Stillstand gebracht worden, wird am 6. November der Bischof Philaret nach Charkow versetzt und durch den Bischof Platon ersetzt.

— Im Sommer desselben Jahres wird Hamilcar Baron Fölkersahm zum Landmarschall erwählt und der Grund zu einer neuen Agrar- und Bauerverordnung gelegt, welche Beseitigung der Arbeitspacht, Einführung der Geldpacht und Begründung des bäuerlichen Grundbesitzes anstrebt, zu dessen Erleichterung die sogenannte Bauer-Rentenbank eingerichtet wird.

1849 Ein kaiserlicher Ukas bestimmt, daß die Zahl der Studirenden an sämmtlichen russischen Universitäten ausschließlich der Mediciner und Theologen, nicht mehr als dreihundert betragen darf.

— Sämmtliche Buchhandlungen Liv-, Est- und Kurlands werden wegen angeblichen Besitzes verbotener Bücher für mehrere Monate gesperrt.

1850 Ein kaiserlicher Ukas vom 3. Januar bestimmt:

1) Die Gouvernements-Regierungen und alle Kronsbehörden müssen ihren Schriftwechsel in russischer Sprache führen, nicht nur mit den obersten und allgemeinen Reichsbehörden und Verwaltungen und den Behörden außerhalb der Ostseegouvernements, sondern auch mit allen in den Ostseegouvernements befindlichen Behörden

und Personen, die ihre Geschäfte selbst nicht in deutscher, sondern in russischer Sprache verhandeln, desgleichen auch mit allen in den Ostseegouvernements befindlichen Militär-Behörden und Personen.

(In dem 1845 erlassenen Prov.-Gesetzb. Art. 126 hatte es geheißen:

In den Behörden der Ostseegouvernements werden die Geschäfte im Allgemeinen in deutscher Sprache verhandelt, außer in den Bauergemeinde-Gerichten, wo sie in der örtlichen estnischen oder lettischen Sprache verhandelt werden.

Anmerkung. Behufs der Abfassung von Schriften in russischer Sprache für die Correspondenz mit den allgemeinen Behörden und Verwaltungen des Reiches und den Behörden anderer Gouvernements giebt es in den Behörden der Ostseegouvernements besondere Expeditionen oder Translateure.)

2) Der Generalgouverneur hat darauf zu sehen, daß in Zukunft als Mitglieder und als höhere Kanzleibeamte der Kreisbehörden vorzugsweise solche Personen angestellt werden, die hinlängliche Kenntniß in der russischen Sprache besitzen, um in denselben Geschäfte führen zu können.

3) Vom 1. Januar 1858, also nachdem die jetzt in den Gymnasien und der Universität des

Dorpater Lehrbezirks Beginnenden den vollen Cursus durchgemacht haben, sollen zu allen Aemtern sowohl als Mitglieder als auch als Kanzleibeamte der Kronsbehörden des Ostseegebietes nur solche Personen angestellt werden, welche gründliche Kenntnisse in der russischen Sprache besitzen und im Stande sind, in derselben Geschäfte zu führen.

4) Wenn nach Dafürhalten der höchsten Gouvernements-Obrigkeit die Zahl solcher Beamten in allen Kreisbehörden hinreichend ist, so hat dieselbe eine besondere Vorstellung zu machen über die Feststellung eines positiven und bestimmten Termins, von dem an die Geschäftsführung in denselben ausschließlich in russischer Sprache statthaben solle.

(Bis zum Jahre 1867 wurde von der Ausführung dieses Ukases abgesehen.)

1850 Ausweisung des Dorpater Professors v. Osenbrüggen und Entlassung des Docenten V. Hehn. G. Merkel †.

1851 Dem Conseil der Universität Dorpat wird das Recht zur Erwählung des Rectors entzogen und ein vom Unterrichtsminister ernannter Rector vorgesetzt.

1852 Eröffnung der ersten telegraphischen Linie in Livland.

— Die Universität Dorpat feiert unter lebhafter

Theilnahme der gesammten gebildeten Bevölkerung der Ostseeprovinzen die Jubelfeier ihres fünfzigjährigen Bestehens.

1854 Tod des Curators Crafftström, an dessen Stelle der Senator Bradke tritt.

Am 19. Februar (2. März) 1855 stirbt der Kaiser Nikolaus.

Während dieses Zeitraums haben fungirt:

als livländische Civilgouverneure:

Staatsrath du Hamel bis 1827,

Baron Hahn 1827—1829,

G. Baron Fölkersahm 1829—1847,

M. v. Essen 1847—1862;

als livländische Landmarschälle:

Baron Schoultz-Römneshof 1812—1818,

Generallieut. Loewis of Menar 1818—1824 (stellv. Baron Ungern-Sternberg),

Georg Karl v. Järmerstädt 1824—1827,

Baron Löwenwolde 1827—1830,

v. Grote 1830—1833,

R. v. Liphart 1833—1836 (stellv. Baron Bruiningk),

v. Richter 1836—1839 (stellv. Graf Stackelberg, v. Richter, v. Emitten),

Alexander v. Oettingen 1839—1842,
v. Hagemeister 1842—1844,
K. v. Lilienfeldt 1844—1848,
Hamilcar Baron Fölkersahm 1848—1851,
Gustav Baron Nolcken 1851—1854,
v. Stein † 1854,
G. Baron Nolcken (stellv.) 1854—1857.

Die dreißigjährige Regierungszeit des Kaisers Nikolaus zerfällt, so weit es sich um die Ostseeprovinzen handelt, in zwei scharf von einander geschiedene Abschnitte: eine Periode geistiger und materieller Verkümmerung, welche Paulucci's Vorhersagung „La Livonie finira par une parfaite ressemblance avec la Russie moscovite" wahrzumachen drohte, und eine Periode plötzlichen und schreckensvollen Erwachens aus einem politischen und sittlichen Winterschlaf, dessen Fortdauer mit Erstarrung und Tod gleichbedeutend geworden wären. Als Zeitpunkt dieses Erwachens kann das Jahr 1845 bezeichnet werden, welches die Gesammtheit der geschichtlichen Bedingungen unserer Existenz in Frage stellte und die Versäumnisse, deren die herrschenden Classen sich ein Vierteljahrhundert lang schuldig gemacht hatten, plötzlich und unbarmherzig bloßlegte. Die agrarische Organisation Livlands drohte an sich selbst zu Grunde zu gehen, der bestehenden

Städte-Ordnung wurde durch die Stackelberg-Chanykow-sche Commission, der Landeskirche durch die von dem Generalgouvernement unterstützte griechisch-orthodoxe Propaganda der Krieg erklärt, ein offener und erklärter Feind des baltisch-deutschen Wesens trat an die Spitze des Generalgouvernements und der Fortbestand der Universität Dorpat wurde wiederholt in Frage gestellt. Bis zu diesem Zeitpunkt einer anscheinend unvermeidlich gewordenen Bankrotterklärung des baltisch-deutschen Elements hatte es an wirklicher Einsicht in die Schwierigkeiten der Lage ebenso vollständig gefehlt, wie an der Fähigkeit und an dem Willen, denselben zu begegnen. Erst nachdem während des folgenden Lustrums unaufhörliche neue Schläge gegen unsere Institutionen und gegen unseren Zusammenhang mit der deutschen und westeuropäischen Civilisation geführt worden waren, brach sich (zunächst in einem engen Kreise aufgeklärter Patrioten) die Erkenntniß Bahn, daß es auf dem eingeschlagenen Wege nicht weitergehe und daß eine Abwendung des hereinbrechenden Verderbens nur noch möglich sei, wenn der ständische Particularismus gebrochen, zwischen Ritterschaft und Bürgerthum Frieden geschlossen und mit vereinten Kräften an der sittlichen und materiellen Emancipation des lettisch-estnischen Bauernstandes gearbeitet werde. Es vergingen indessen noch Jahre, bevor auch nur die Ueberzeugung, daß es sich um eine systematische Bedrohung der höchsten

Güter unserer Bildung und Nationalität handle, Gemeingut der Gebildeten wurde. Im Adel war noch vielfach die aus der Zeit der sogenannten Restauration überkommene, den Verhältnissen der folgenden Periode künstlich angepaßte Vorstellung verbreitet, nur in engem Anschluß an das absolutistische, dem westeuropäischen Wesen feindliche System des Kaisers Nikolaus und in starrem Festhalten an den im Laufe des 18. Jahrhunderts auf ihre gegenwärtige Höhe gebrachten Vorrechten der Immatriculirten, sei für die conservativen Elemente des baltischen Lebens das Heil zu finden; auf den nationalen Inhalt der alten landesstaatlichen Einrichtungen wollte man Verzicht leisten, um die Formen derselben und in diesen Formen die privilegirte Stellung der Adels-Corporationen zu erhalten. Die Gebundenheit des Landvolkes wurde als Bedingung für den Fortbestand der autonomen Verfassung, der durch die Universität vermittelte Zusammenhang mit den Ideen des Jahrhunderts als Gefahr für die bestehende Ordnung behandelt. In dem durch die Ausschließlichkeit des Adels zurückgestoßenen und verstimmten Bürgerthum sah man nicht mehr einen gleichberechtigten Mitstand, sondern einen revolutionären Eindringling, der außerhalb der städtischen Mauern höchstens Duldung beanspruchen dürfe und dessen Geschicke für die Zukunft des Landes nur beiläufig in Betracht kämen.

Bis zu einem gewissen Grade fand diese Auffassung

in der Lage der Verhältnisse eine Entschuldigung. Das baltische Bürgerthum jener Zeit zerfiel in eine Anzahl von Coterien, denen jedes gemeinsame Band, jede bestimmte Beziehung zu dem Lande und zu den übrigen Ständen und großen Theils auch der Wille und die Fähigkeit fehlte, aus dieser Isolirung herauszutreten. Riga gefiel sich in einer Ausschließlichkeit, die dem Adel gegenüber ebenso rücksichtslos geltend gemacht wurde, wie gegenüber den kleineren Städten des Landes, auf welche man hochmüthig herabsehen zu dürfen glaubte. Ebenso isolirt standen die Universität und die Geistlichkeit da — einig waren die verschiedenen Elemente des Bürgerthums nur in ihrer Abneigung gegen den Adel, dem man jede Demüthigung gönnte und dem man die Verkommenheit der bäuerlichen Zustände ohne jede Ahnung der eigenen Mitschuld ausschließlich auf die Rechnung setzte. Von einem Zusammenhang zwischen den drei Provinzen war in keiner derselben auch nur entfernt die Rede — erst 15 Jahre später, nachdem sich längst eine Wendung zum Bessern vorbereitet hatte, begann sich eine erste dämmernde Ahnung davon zu regen, daß Liv-, Est- und Kurland zusammengehörige, an dieselben Existenzbedingungen gebundene Theile desselben Landes seien. — Während der vierziger Jahre waren die drei Provinzen einander so vollständig entfremdet gewesen, daß die livländischen Vorgänge an der Mehrzahl

der Kur- und Estländer wirkungslos vorübergingen und daß die gegen diese eine Provinz gerichteten Angriffe vielfach als für die Schwesterprovinzen nicht in Betracht kommend angesehen wurden.

Der Umschwung, der sich während des zwischen der Ernennung des Generalgouverneurs Golowin und dem Tode des Kaisers Nikolaus liegenden Decenniums vollzog, blieb zunächst auf Livland beschränkt, wo die Tage gemeinsamer Noth und Gefahr eine gewisse Annäherung der verschiedenen Stände erzwungen hatten. Neben dem Kampf für die Aufrechterhaltung des in dem Provinzialgesetzbuch zum Ausdruck gebrachten Rechtszustandes bildete die Sorge um die Besserung der Lage des Bauernstandes den Boden, auf welchem die hervorragenderen Vertreter der Ritterschaft, der Geistlichkeit, der Stadt Riga und in der Folge auch der Universität Dorpat einander gelegentlich begegneten: von bewußtem, planmäßigem Zusammenwirken war anfänglich ebenso wenig die Rede, wie von einem Verlassen der bloßen Defensive. Während die liberale Adelspartei die Ausführung der Agrar- und Bauerverordnung von 1849 in die Hand nahm, wandte die Geistlichkeit sich vornehmlich der Pflege des Volksschulwesens zu, in welchem man eine wirksame Waffe gegen die Weiterverbreitung des griechisch-orthodoxen Kirchenthums und für die Erhaltung und Befestigung des protestantischen Bewußtseins sah; außerdem ließ man

sich angelegen sein, Conflicte zwischen der Ritterschaft und der Stadt Riga (der einzigen damaligen Repräsentantin des Bürgerthums) möglichst zu vermeiden und dem heranwachsenden Geschlecht eine sorgfältigere und gewissenhaftere Benutzung der durch die Landesuniversität gebotenen Bildungsmittel zur Pflicht zu machen.

Daß diese innere Erneuerung des livländischen Lebens (als deren vornehmste Träger der Landmarschall Fölkersahm, der spätere Generalsuperintendent Ferdinand Walter und der spätere Riga'sche Bürgermeister Otto Mueller bezeichnet werden können) sich unter äußerlich höchst schwierigen Verhältnissen vollzog, — daß die Absperrung von Deutschland, dessen Bildung und Literatur eben damals ihren Höhepunkt erreicht hatte, — daß die materiellen Verhältnisse aller Stände höchst bescheidene, um nicht zu sagen ärmliche, waren und daß es an Berührungen mit den großen und gesinnungsverwandten Elementen in den beiden, von der Noth der vierziger Jahre so gut wie unberührt gebliebenen Schwesterprovinzen vollständig fehlte, ist ebenso bekannt, wie daß die auf dem Gebiete der agrarischen Organisation angestrebten Reformen einen nur langsamen, wiederholt unterbrochenen Fortgang nahmen. Nichtsdestoweniger ist es diese Zeit schweren äußeren Drucks gewesen, welcher das baltische Land den Umschwung der sechziger Jahre und die höhere Stufe materieller,

sittlicher und politischer Bildung zu verdanken hat, welche es gegenwärtig einnimmt. Die Männer, welche auf diesen Umschwung in der Folge bestimmenden Einfluß geübt haben, sind fast ausnahmelos während dieser Periode empor gekommen und unter den Eindrücken derselben zu bewußten Trägern eines bestimmten politischen Gedankens geworden. Von den Ideen aber, um deren Verwirklichung es sich gegenwärtig handelt, kann behauptet werden, daß sie erst im Drang der Conversions-Periode wirkliche Wurzel geschlagen und daß sie unter dem Schutz des kleinen Kreises der damaligen geistigen Führer zu Bäumen geworden sind, die das gesammte Land, d. h. alle drei Provinzen überschatten. Aus jener Zeit rührt die engere Verbindung zwischen der Landesuniversität und den baltischen Ständen her, von welcher bis zur Mitte der vierziger Jahre kaum eine Spur zu entdecken gewesen war und deren Vermittelung eines Theils Walters persönlichem Einfluß, andern Theils dem Umstande zu danken war, daß eine Anzahl in patriotischen Traditionen aufgewachsener, wenigstens mittelbar durch Fölkersahm beeinflußter Söhne des Landes, den akademischen Lehrberuf ergriff. Die heutige Auffassung, nach welcher die ständischen Privilegien zu Landesprivilegien zu erweitern und in einen organischen Zusammenhang zu bringen sind, ist das directe Ergebniß des Eindrucks, den das Mißverhältniß zwischen dem alten Landesrecht und der Codification von

1845 auf die Zeitgenossen der Verkündigung jenes Gesetzbuchs gemacht hatte, — das Verlangen nach einem ehrlichen Friedensschluß mit dem emancipirten lettisch-estnischen Landvolk, das Product der während der Jahre 1841 bis 1845 auf agrarischem und kirchenpolitischem Gebiete gemachten Erfahrungen. Endlich besteht zwischen dem zuerst in den sechziger Jahren öffentlich ausgesprochenen Gedanken der Interessen-Solidarität der drei Provinzen und dem Ideenkreise der vierziger Jahre ein wenigstens indirecter Zusammenhang. Die livländischen Patrioten jener Zeit waren die ersten baltischen Deutschen, welche die Unauskömmlichkeit der ständischen Ausschließlichkeit klar erkannten und eine Zusammenfassung aller deutschen Kräfte Livlands verlangten. Diese Durchbrechung der ständischen Schranken hat die Durchbrechung der provinziellen Particularitäten zur unvermeidlichen, wenn auch nur allmälig gezogenen Consequenz gehabt. Eine deutliche Formulirung, öffentliche Verkündigung und Popularisirung des Gedankens der baltischen Interessen-Solidarität wurde aber erst möglich, nachdem die Ostseeprovinzen in den Besitz einer Presse gelangt waren, welche ein Heraustreten aus der rein privaten Existenz möglich machte.

Ihre äußere Signatur hat die neueste Periode unserer Geschichte vornehmlich durch die Oeffentlichkeit erhalten, welche nach dem Tode des Kaisers Nikolaus möglich

und dadurch nothwendig wurde. Es war zunächst ein kosmopolitisch-liberaler Zug, der nach dem Zusammenbruch des Nikolaitischen Systems über das Land wehte, — die seit dem Jahre 1863 gemachten Erfahrungen belehrten uns aber so rasch und so unwidersprechlich darüber, daß jedes Verlassen des geschichtlichen Bodens der baltischen Provinzialexistenz mit einem Verzicht auf die wichtigsten Güter unserer Cultur gleichbedeutend sei, daß schließlich Alle, die es mit der Aufrechterhaltung protestantisch-deutscher Gesittung an den Ufern des finnischen und des Riga'schen Meerbusens ernst meinten, zu der alten Fahne zurückkehrten. Wohl gehen die Meinungen über das Maß dessen, was erhalten werden soll und dessen, was der Erneuerung bedarf, noch immer weit auseinander, wohl kehren Reibungen zwischen den verschiedenen Interessen und deren Vertretern unaufhörlich wieder: über die Grundlage, von welcher auszugehen ist, hat man sich indessen verständigt, und über gewisse Punkte braucht überhaupt nicht mehr gestritten zu werden. Die gebildeten Liv-, Est- und Kurländer reden dieselbe politische Sprache, seit sie wissen, daß ihre Interessen im letzten Grunde dieselben sind und daß die speciellen Gruppen, denen sie angehören, in den Dienst einer und derselben Sache gestellt sind.

Dazu das Fundament gelegt zu haben, ist das eigenthümliche Verdienst der vierziger und fünfziger Jahre

gewesen. Dieser Periode verdanken wir die Wiederherstellung eines livländischen Landesbewußtseins und Landesgewissens, das sich in der Folge zu einem baltischen Provinzialbewußtsein erweitert hat. Einzelnen hervorragenden Männern hatte eine Ahnung von der Solidarität der baltischen Interessen schon früher gedämmert, — das Gros unserer Gebildeten aber hatte sich während des 18. Jahrhunderts und während der ersten vier Jahrzehnte unseres Säculums mit einer rein ständischen Existenz begnügt, einer Existenz, die an sich selbst und an dem Bewußtsein genug hatte, unter dem Schutz einer starken Regierung zu stehen. Ueber gelegentliche patriotische Regungen und Anläufe war man auch während der statthalterschaftlichen Periode niemals herausgekommen und nachdem diese Periode überstanden war, hatte man sich in Stadt und Land gleich eifrig beflissen gezeigt, die von derselben empfangenen Lehren wieder zu vergessen. Das milde und wohlmeinende Regiment Kaiser Alexanders I. war in dieser Rücksicht besonders gefährlich gewesen, weil es dem aufgeklärten Despotismus zahlreiche Anhänger zugeführt hatte, — Anhänger, die sich aus den Kreisen der besten Söhne des Landes recrutirten. Aus jener Zeit stammt die Gewohnheit, mit der jeweilig in der Regierungs-Sphäre herrschenden Strömung zu schwimmen und dem Wahne zu huldigen, Zustände, welche von der Regierung geduldet worden,

würden von derselben auch gebilligt und anerkannt, — aus jener Zeit die Entwöhnung von aller ernsten Arbeit und genauen Rechenschaftsablegung. Daß es einen Patriotismus geben könne, der Namens der höheren und bleibenden Interessen des Landes und des Staates Abwehr von Regierungstendenzen forderte, — das hatte man zur Zeit unserer Großväter nicht gewußt, weil man es nicht wissen *wollte* und weil der optimistische Charakter der „guten alten Zeit“ die Verwischung unliebsamer Gegensätze professionell betrieben, die „gemüthliche“ Moral des „Fünf gradegehen lassens“ zu einer Art Landesreligion gemacht hatte.

Auf diese Periode livländischen Erwachens folgte dann ein Vierteljahrhundert der Vorherrschaft liberaler Ideen. Das bekannte Gesetz, nach welchem *neue* Generationen zunächst in der Verneinung der Lieblingstendenzen ihrer Vorgänger das Heil sehen und einander in scharfer Formulirung ihrer besonderen Gedanken zu überbieten suchen, forderte auch bei uns sein Recht. Die *alten* Einrichtungen und deren Träger hatten sich während der Zeit der Prüfung so schlecht bewährt, die veränderten Zeitläufe dem Anschein nach für eine Reform an Haupt und Gliedern so weiten Raum geboten, daß für eine Weile das Neuerungsbedürfniß alle übrigen Rücksichten zurückdrängte. In Stadt und Land erscholl der Ruf nach veränderten, den Zeitverhältnissen entsprechenden

Lebensformen. Das neue, über die alten Mauern herausgewachsene Riga verlangte nach einer zeitgemäßen Verfassung (eine Erscheinung, die sich in Städten, welche ähnliche äußere Wandlungen durchzumachen gehabt haben, ziemlich regelmäßig gezeigt hat), — das Bürgerthum nach Zulassung zum Großgrundbesitz und nach Theilnahme an der Landesvertretung, — der Bauernstand nach communaler Selbstständigkeit, — die Rechtspflege nach einer Umgestaltung der Gerichte und des Gerichtsverfahrens. Außerdem machte sich das Bedürfniß nach einem Organ für die Wahrnehmung der gemeinsamen Interessen der drei Provinzen zeitweilig mit solchem Nachdruck geltend, daß die Möglichkeit bezüglicher Einrichtungen allen Ernstes in Erwägung gezogen wurde. Für einen großen Theil des jüngeren Geschlechts hatten alle überkommenen Ordnungen die Präsumtion gegen sich und galt der Kampf gegen die träge Beharrlichkeit der laudatores temporis acti für die oberste aller politischen Pflichten. Besonderen Eifer entfaltete in dieser Rücksicht die jugendlich aufstrebende Presse, deren Regsamkeit und angebliche Indiscretion den Schrecken der Einen und das Entzücken der Andern ausmachte und die trotz aller ihr bereiteten Schwierigkeiten zu einer anerkannten, wenn auch ungern gesehenen Machtstellung gelangte. Zwanzig Jahre früher hatte es zu einer Art von Landesberühmtheit gebracht, wer sich auch nur im Kreise näherer Freunde zu andern als den herrschenden

Anschauungen bekannt oder den das westliche Europa beherrschenden Ideen das Wort geredet hatte; — die Wahl eines von dem Herkommen abweichenden Lebensberufs oder einer außerhalb der Gevatterschaft geborenen Lebensgefährtin waren damals zur Begründung einer liberalen Reputation ausreichend gewesen — und jetzt wurden Dinge, welche die wichtigsten Interessen des Landes betrafen, als legitimes Eigenthum der Gesammtheit behandelt und auf öffentlichem Markte discutirt. Nicht nur, daß man die Dinge bei ihren Namen nannte und daß man Materien, die das vermeintliche Eigenthum eng geschlossener Kreise bildeten, rücksichtslos und nach den heterogensten Gesichtspunkten kritisirte, — auch mit der Schonung von Namen und Personen schien es ein Ende haben zu sollen.

Daß und warum es mit diesen Flegeljahren dessen, was in Liv-, Est- und Kurland Liberalismus hieß, ein Ende genommen hat und daß von den damals gepflanzten Bäumen die wenigsten in den Himmel gewachsen sind, wissen Alle, die von ihrem Lande überhaupt Etwas wissen. So gründlich sind diese Zeiten vorüber, daß es schon heute Mode geworden ist, auf dieselben spöttisch herabzusehen und die Repräsentanten jener Periode allgemeiner Strebsamkeit und Ueberschwänglichkeit als gute Leute und schlechte Musikanten vornehm zu belächeln. Noch ungünstiger werden die Männer beurtheilt, die während

der letzten Zeiten des alten Regimes die Führung übernommen und die grundlegende Arbeit in Angriff genommen hatten. Weil die Allerneuesten sich das Maß von Verkommenheit nicht vorzustellen vermögen, bei welchem unsere öffentlichen Zustände zu Anfang der vierziger Jahre angekommen waren, fehlt es ihnen an dem richtigen Maßstab für die Beurtheilung der Anfänger unserer neuen Zeit. Da findet man unbegreiflich, daß das bloße Bekenntniß zu humanen Ideen jemals für verdienstlich hat gelten können, daß die Theilnahme an erfolglos gebliebenen Unternehmungen und unausführbaren Programmen Reputationen begründen, daß der Eifer für selbstverständliche agrarische Einrichtungen sich zu einem förmlichen Cultus der Freiheit, Bildung und Selbstständigkeit des Bauernstandes steigern konnte und daß es eine Zeit gegeben, in welcher anerkannte ständische Führer unter Hintansetzung der wichtigsten nächsten Interessen liberalen Schattenbildern nachjagen und über der Taube auf dem Dach den Sperling in der Hand vergessen konnten! Vom Standpunkte eines geläuterten historischen Bewußtseins soll der begeisterte Idealismus, mit welchem die vorige Generation eine Ausgleichung der ständischen Gegensätze anstrebte, sich ebenso kindlich ausnehmen, wie die Methode, nach welcher diese Emancipation zunächst auf das gesellschaftliche Gebiet verlegt wurde. Die ökonomischen Gesichtspunkte, welchen die Liberalen von ehemals folgten,

gelten den Epigonen für ebenso unhaltbar, wie die politischen Grundanschauungen des früheren Geschlechts und wie die Vorstellungen, die dasselbe sich von der livländischen Vergangenheit gemacht hatte. Von dem Cultus, der zu jener Zeit mit einzelnen Personen getrieben wurde aber heißt es, er habe zu den Leistungen derselben völlig außer Verhältniß gestanden. Nur aus der illusionären Befangenheit der Zeit und aus dem Räucherungsbedürfniß ihrer Genossen sei zu erklären, daß notorische Mittelmäßigkeiten das große Wort geführt, anspruchsvolle Dilettanten eine maßgebende Rolle gespielt hätten u. s. w.

„Tekel, mene, upharsim“ hat es immer geheißen, wo eine Generation die politische Erbschaft einer anderen antreten sollte und am schlechtesten sind immerdar die sogenannten Uebergangszeiten bei den Erbnehmern gefahren. — Von der livländischen Uebergangszeit glaubt der Memoirenschreiber genug gesehen zu haben, um über dieselbe mitreden zu dürfen. Er hat eine große Zahl der maßgebenden Personen der fünfziger und sechziger, theilweise auch der vierziger Jahre gekannt, zu vielen derselben dauernd in Beziehung gestanden. Verhältnisse, deren Erörterung nicht hierher gehört, hatten ihn frühe daran gewöhnt, den Bestrebungen derjenigen, die für die Besten ihrer Zeit und ihres Landes galten, mit Aufmerksamkeit zu folgen und den Zusammenhängen nachzuspüren, welche die verschiedenen Kreise livländischen Lebens

mit einander verbanden. Von der alten Zeit wußte der Zuhörer der großväterlichen Erzählungen genug, um schon als Knabe zu verstehen, daß sie von der neuen durch eine tiefe Kluft geschieden sei und daß zwischen den Anschauungen der einen und der anderen Generation nur spärliche Verbindungen bestanden. Die Begierde, hinter das Wesen dieser Verschiedenheit zu kommen, für den Gegensatz zwischen rationalistischer und positiv-kirchlicher Anschauung, — livländischer und kosmopolitischer Betrachtungsweise der Dinge eine Erklärung zu finden und verstehen zu lernen, wie Zustände, welche alle Verständigen trauernd beklagten, überhaupt möglich geworden, diese Begierde trieb den halbwüchsigen Knaben zu Speculationen an, die über sein Alter und sein Fassungsvermögen weit hinausgingen. Nichts erschien ihm merkwürdiger und lehrreicher, als die Beiträge zu beobachten, welche die einzelnen Männer und Frauen seiner Umgebung zu der tiefgehenden Wandlung lieferten, die sich in der livländischen Gesellschaft der fünfziger Jahre vollzogen, — die bei Edelleuten, Predigern, studirten und unstudirten Bürgerlichen ein durchaus verschiedenes Gepräge trugen und doch auf das nämliche Ziel gerichtet zu sein schienen. Selbst der Entwicklungsgang, den die einzelnen Familien in dieser Richtung durchzumachen hatten, bot ein gewisses Interesse dar, wo die Enge und Durchsichtigkeit der Verhältnisse ziemlich umfassende Beobachtungen

ermöglichten und wo sich von Jahr zu Jahr verfolgen ließ, daß Annäherung zwischen den verschiedenen Ständen und Zuwendung zu den humanen Zeitideen Fortschritte machten. Die reichste Ausbeute boten die letzten Schul- und die Universitätsjahre, weil sie die Zahl der Beobachtungspunkte vermehrten. Endlich wurde der Schreiber dieser Blätter durch einen längeren, den eigentlichen Studienjahren vorhergehenden Aufenthalt in St. Petersburg, in die Lage versetzt, die baltischen Verhältnisse einige Zeit lang von ihrer Außenseite zu betrachten und die für die russische Beurtheilung derselben maßgebenden Gesichtspunkte kennen zu lernen.

Aus diesen Antecedenzien, aus seiner mehrjährigen Theilnahme an den Kämpfen, welche das livländische Leben der sechziger Jahre erfüllten, und aus dem Umstande, daß er der directen Berührung mit den heimischen Zuständen seit anderthalb Jahrzehnten vollständig entrückt und auf die Rolle des Zuschauers beschränkt geblieben ist, leitet der Verfasser das Recht ab, von den Dingen, die er erlebt und gesehen hat, öffentlich zu berichten. Den Anfang dieses Berichts haben die vorliegenden Aufzeichnungen aus längst vergangener Zeit gebildet, die Fortsetzung wird sich zunächst an die Schicksale dritter Personen anschließen und sodann zu des Verfassers eigenen Erlebnissen übergehen. Vielleicht gelingt es, diese „Lebensläufe in absteigender Linie“ mit den livländischen

Zeitläufen in so enge Verbindung zu bringen, daß sie auch denjenigen Antheil einflößen, denen die Beschäftigung mit den Geschicken einzelner Menschen nicht der Mühe werth zu sein dünkt. Die Zeiten aber, in denen jede Betrachtung der Schicksale und Entwickelungen des abgelegenen Winkels am baltischen Ufergelände für verlorene Liebesmüh angesehen werden konnte, sind einmal vorüber, — für das Inland ebenso vorüber, wie für das Ausland. Wenn nichts weiter, so ist doch das Eine erreicht worden, daß man wieder von uns Notiz nimmt, daß russische Reichs- und deutsche Stammesgenossen dem Liv-, Est- und Kurländer den Besitz eigenthümlich gearteter Lebensformen und eines eigenen Vaterlandes bezeugen müssen. Dieses Vaterland kann von seinen Söhnen verleugnet, aber nicht mehr ignorirt werden, weil es an die Einzelnen bestimmte Anforderungen stellt, deren Abweisung eine gewisse Anstrengung, einen Entschluß fordert. Und weil wir einmal noch da sind, dürfen wir auch von unserem Dasein Zeugniß ablegen. Von baltischen Dingen zu reden, hat einen Sinn, seit es wieder ein baltisches Publikum und außerdem eine weitere Zuhörerschaft giebt, die sich mehr und mehr an den Gedanken gewöhnt, daß die Frage nach unserer Zukunft am Ende doch noch eine größere und allgemeinere, als die ihr bisher zugeschriebene Bedeutung erlangen könnte.

Das Wort, nach welchem Jeder sich selbst den Werth

giebt und nur der eigene Wille „den Menschen groß und klein macht", gilt nicht nur von Individuen, sondern auch von Gemeinschaften, mögen dieselben Staaten oder Provinzen, Länder oder Landschaften, Völker oder Colonien heißen. Es kommt auch für uns nur darauf an, daß der Wille zum Leben, und zwar zu selbstständigem, auf sich selbst ruhendem Leben dem Lande und seinen Söhnen erhalten und daß er gekräftigt werde. Zu solcher Lebens=erhaltung haben die vorliegenden Blätter beitragen wollen, indem sie daran erinnerten, was Alles über das Land unserer Väter hinweggegangen ist, ohne daß demselben die Fähigkeit zu eigenartiger Existenz und zur Erneuerung seiner Kräfte abhanden gekommen wäre.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

